

# Lesbische Klientinnen im Frauenhaus

Cornelia Jahn

Schriften zur psycho-sozialen Gesundheit

Cornelia Jahn

Lesbische Klientinnen im Frauenhaus



## **Impressum**

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek  
Cornelia Jahn  
Lesbische Klientinnen im Frauenhaus

Diese Arbeit erscheint im Rahmen der Reihe  
"Schriften zur psycho-sozialen Gesundheit"  
Herausgeber:  
Prof. Dr. Frank Como-Zipfel  
Dr. Gernot Hahn  
Prof. Dr. Helmut Pauls

Coburg: ZKS-Verlag  
Alle Rechte vorbehalten

© 2014 ZKS-Verlag

Cover-Design: Leon Reicherts  
Technische Redaktion: Tony Hofmann

ISBN 978-3-934247-22-2

Der ZKS-Verlag ist eine Einrichtung der Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit (ZKS)  
UG (haftungsbeschränkt), HRB Nummer 5154  
Geschäftsführer: Prof. Dr. Helmut Pauls und Dr. Gernot Hahn.

### **Anschrift:**

Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit  
Mönchswiesenweg 12 A  
96479 Weitramsdorf-Weidach

### **Kontakt:**

info@zks-verlag.de  
www.zks-verlag.de  
Tel./Fax (09561) 33197

### **Gesellschafter der ZKS:**

- IPSG-Institut für Psycho-Soziale Gesundheit (gGmbH) – Wissenschaftliche Einrichtung nach dem Bayerischen Hochschulgesetz an der Hochschule Coburg, Staatlich anerkannter freier Träger der Jugendhilfe, Mitglied im PARITÄTISCHEN Wohlfahrtsverband. Amtsgericht Coburg. HRB 2927. Geschäftsführer: Dipl.-Soz.päd.(FH) Stephanus Gabbert
- Dr. Gernot Hahn
- Prof. Dr. Helmut Pauls

# Inhaltsverzeichnis

Tabellen- und Abbildungsverzeichnis	iv
1. Einleitung	1
2. Begriffsklärungen	2
3. Überblick über die Entwicklung von Frauenhäusern	3
4. Pathologisierung und Kriminalisierung homosexueller Menschen	5
5. Heterosexismus und Homophobie	8
6. Homophobe Einstellungen in der Bevölkerung	10
7. Befragung von TherapeutInnen und lesbischen Klientinnen	13
8. Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen lesbischer Frauen	15
9. Besonderheiten lesbischer Frauen und lesbischer Partnerschaften	18
9.1 Spezifika lesbischer Identitätsentwicklung	19
9.2 Spezifika lesbischer Partnerschaften	22
9.2.1 Internalisierte Homophobie	22
9.2.2 Mangelnde Unterstützung als Paar	23
9.2.3 Verschmelzung	23
9.2.4 Auswirkungen der weiblichen Sozialisation	24
9.2.5 Lesbische Ideale und Trennungsvermeidung	24
9.2.6 Lesbische Szene und Frauenfreundschaften	25
9.2.7 Unterschiedliche Offenheit in Bezug auf die lesbische Lebensweise	25
10. Gewalt in lesbischen Partnerschaften	26
10.1 Datenlage	27
10.2 Gewaltdynamiken in lesbischen Partnerschaften	29
10.2.1 Mono-direktionaler Gewaltverlauf	30
10.2.2 Bi-direktionaler Gewaltverlauf	31

10.3 Besondere Hürden für lesbische Opfer	33
10.3.1 Skepsis gegenüber staatlichen und öffentlichen Institutionen	35
10.3.2 Internalisierte Homophobie	36
10.3.3 Überhöhung der Partnerschaft als Schutzraum	36
10.3.4 Beweis der Vollwertigkeit der eigenen Lebensweise	37
10.3.5 Drohende oder tatsächliche soziale Isolation	37
10.3.6 Genderstereotype	38
10.3.7 Lesbische Bilder von Weiblichkeit	39
11. Psychosoziale Versorgung lesbischer Frauen mit Gewalterfahrungen	39
12. Empirischer Teil	43
12.1 Vorstellung der Erhebungsmethode	43
12.2 Aufbau und Konstruktion des Erhebungsinstruments	45
12.3 Betrachtung der Skalenniveaus	48
12.4 Beurteilung der Gütekriterien	49
12.5 Durchführung der Erhebung	51
13. Darstellung der Forschungsergebnisse	52
14. Interpretation der Ergebnisse	59
15. Schlussfolgerungen	64
15.1 Öffnung gegenüber lesbischen Klientinnen	64
15.2 Wissensaneignung und Sensibilisierung	66
16. Fazit und Ausblick	69
Literaturverzeichnis	71

## Anhang

A.1 Fragebogen von Ohms & Müller 2001	I
A.2 Eigene Untersuchung	V
A.2.1 Einladungs-Anschreiben am 20.12.2013	V
A.2.2 Erinnerungs-Anschreiben am 10.01.2014	V
A.3 Eigener Fragebogen	VI
A.4 Deskriptive Statistiken	XII
A.5 Ergebnisse gefiltert nach Öffentlichkeitsarbeit = Ja	XIX
A.6 Kommentare der Befragten zu einzelnen Fragen	XX

## Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

### *Abbildungen*

Abb. 1	Diskriminierungshäufigkeit an verschiedenen Orten (LesMigraS, 2012, S. 89)	S. 17
Abb. 2	Zielgruppenspezifische Ansprache lesbischer Klientinnen (eigene Darstellung)	S. 55

### *Tabellen*

Tab. 1	Erfahrung gewalttätigen Verhaltens (Donovan u.a., 2006, S. 8)	S. 28
Tab. 2	Alter der Befragten gruppiert (eigene Darstellung)	S. 53
Tab. 3	Geschätzte Kontakte mit lesbischen Klientinnen in den vergangenen drei Jahren (eigene Darstellung)	S. 54
Tab. 4	Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen, Vergleich mit Ohms & Müller 2001 (eigene Darstellung)	S. 56
Tab. 5	Informationsquellen (eigene Darstellung)	S. 57
Tab. 6	Ablehnungsgründe für Fortbildungen (eigene Darstellung)	S. 58
Tab. 7	Vergleich Kontakte mit lesbischen Klientinnen ja/nein (eigene Darstellung)	S. 60
Tab. 8	Vergleich Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen ja/nein (eigene Darstellung)	S. 62
Tab. 9	Vergleich Fachwissen über lesbische Klientinnen ja/nein (eigene Darstellung)	S. 63

## 1. Einleitung

Die große deutsche Repräsentativstudie zum Thema Gewalt gegen Frauen (BMFSFJ, 2004) sprach von einer Prävalenz von 25% bei körperlicher und sexueller Gewalt in der Partnerschaft. In 95 % der Fälle handelte es sich hier um heterosexuelle Beziehungen, 4 % machten keine Angaben zum Geschlecht der misshandelnden Person und 0,6 % erlebten Gewalt in einer lesbischen Partnerschaft. Dabei gingen die Autorinnen damals davon aus, dass lesbische Paarbeziehungen in ihrer Untersuchung wegen der bestehenden Tabuisierung untererfasst wurden (ebd., S. 222). Von psychischer Gewalt in der Partnerschaft waren demnach 18-19 % betroffen (ebd., S. 108). Über das Vorkommen häuslicher Gewalt in lesbischen Beziehungen kann also aus dieser Untersuchung kaum etwas abgeleitet werden. Gesellschaftlich scheinen oft noch immer zwei Stereotype in den Köpfen vorhanden zu sein: das des Mannes als Täter und das der Frau als Opfer. Da Frauen weithin Eigenschaften wie Friedfertigkeit und Sanftheit zugeschrieben werden, erscheint es unvorstellbar, dass eine Frau Täterin sein und in intimen Liebesbeziehungen zwischen zwei Frauen Gewalt auftreten könnte. Diese Geschlechterrollenklišees können sehr trügerisch sein und sollten gründlich hinterfragt werden, vor allem auch in der Arbeit mit Gewaltopfern.

Gewalt in gleichgeschlechtlichen Beziehungen scheint hoch tabuisiert zu sein; so liegen für Deutschland keine validen Daten vor, in welchem Ausmaß Gewalt in lesbischen Beziehungen vorkommt. Die vorliegende Masterthesis beschäftigt sich deshalb mit dem Phänomen der Gewalt in lesbischen Partnerschaften und lesbischen Klientinnen im Frauenhaus. Frauenhäuser gelten seit ihrer Gründung als Zufluchtsort für Frauen vor männlicher Gewalt. Inwiefern dies auch für weibliche Opfer von weiblicher Gewalt gilt, soll anhand der empirischen Untersuchung betrachtet werden. In diesem Rahmen können zwar keine Aussagen über die Gewaltprävalenz gemacht werden, jedoch sollen Informationen darüber gewonnen werden, in welchem Ausmaß deutsche Frauenhäuser Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen besitzen.

Zunächst erfolgen Definitionen wichtiger Begriffe, anschließend wird die historische Entwicklung von Frauenhäusern kurz umrissen und danach betrachtet, wie gleichgeschlechtlich Empfindende in der Vergangenheit kriminalisiert und pathologisiert wurden. Daran anschließend werden gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie Heterosexismus und Homophobie erläutert und daran anknüpfend beschrieben, in welchem Ausmaß Diskriminierung und Gewalt gegen lesbische Frauen heute noch bestehen. Im Anschluss wird geklärt, welche Spezifika in der Identitätsentwicklung und in lesbischen Beziehungen vorliegen können und wie sich

diese von heterosexuellen unterscheiden. Danach werden verschiedene Studien zu Gewalt in lesbischen Partnerschaften vorgestellt, Gewaltdynamiken betrachtet und Unterschiede zu heterosexueller Paargewalt und besondere Hürden für lesbische Frauen aufgezeigt. Der empirische Teil widmet sich der Befragung deutscher Frauenhäuser zu ihren Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen. Nach Darstellung der Ergebnisse werden daraus Folgerungen für die Frauenhausarbeit und die Klinische Sozialarbeit dargestellt.

## **2. Begriffsklärungen**

Die Begrifflichkeit der sexuellen Orientierung meint die „Gesamtheit der inneren Bilder, des Selbstverständnisses und der in der sozialen Realität sichtbar werdenden Beziehungsmuster“ (Rauchfleisch, 2011, S. 15). Wie die sexualwissenschaftlichen Untersuchungen Alfred Kinseys nahe legen, kann sexuelle Orientierung als Kontinuum mit den Extrempunkten exklusiver Homo- bzw. Heterosexualität beschrieben werden. Sie manifestiert sich auf verschiedenen, nicht notwendigerweise konvergierenden Ebenen; nämlich in physiologischen Reaktionen, Fantasien, Verhalten und Selbsteinordnung (Strauß, 2007, S. 4f.). Folglich stellen die verbreiteten Begriffe „hetero-“, „homo-“ und „bisexuell“ lediglich theoretische Konstrukte dar, die die Wirklichkeit der Gefühle und Neigungen von Menschen nur sehr bedingt abbilden können (Watzlawik, 2004, S. 11). Das bedeutet wiederum nicht, dass sexuelle Orientierung absolut fluide ist, denn über die Lebensspanne zeigt sie sich relativ stabil (Rauchfleisch, 2011, S. 16). Wie viele Menschen als homosexuell zu bezeichnen sind, lässt sich kaum prozentual eindeutig erfassen. Kinsey sprach von 4 % ausschließlich schwulen Männern und 2-3 % ausschließlich lesbischen Frauen; neuere Schätzungen gehen von 5-10 % überwiegend oder ausschließlich gleichgeschlechtlich Empfindenden aus (ebd., S. 27).

Manche Lesben oder Schwule lehnen die Bezeichnung „homosexuell“ ab, da sie den Menschen auf Sexualität reduziert und noch dazu aus dem psychiatrischen Pathologie-Vokabular stammt. Besser akzeptiert sind die Bezeichnungen „lesbisch“ und „schwul“, da sie den ganzen Menschen meinen und nicht nur die Sexualität (Wiesendanger, 2001, S. 17). Wolf (2008) spricht hier von „soziosexueller Identität“. In dieser Masterarbeit wird die Bezeichnung „homosexuell“ wegen ihres pathologisch konnotierten Gehalts vermieden.

Lesbische Klientinnen werden definiert als Frauen, die in oder nach einer intimen Partnerschaft Gewalt durch die weibliche (Ex-)Partnerin erlebt haben. Dies schließt ebenso Frauen ein, die sich selbst als bisexuell definieren und Gewalt durch eine Partnerin erfahren haben.

Thema dieser Masterthesis ist Gewalt in lesbischen Partnerschaften, obwohl Frauen auch aus anderen Gründen Zuflucht im Frauenhaus suchen, etwa bei Gewalt in der Herkunftsfamilie. Dazu muss noch geklärt werden, was unter Gewalt in der Partnerschaft verstanden wird. Hagemann-White prägte den Begriff der Gewalt im Geschlechterverhältnis und verstand darunter „jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers und des Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird“ (1992, zit. n. Hagemann-White, 2008, S. 8). Damit wird verdeutlicht, dass eine enge soziale Beziehung zwischen TäterIn und Opfer besteht und die Gewalt in ein Machtverhältnis eingebunden ist, was auch für lesbische Beziehungen gilt, wie noch gezeigt werden soll.

Frauenhäuser sind Zufluchtstätten für von Gewalt betroffene Frauen und deren Kinder, wo diese Schutz vor weiterer Misshandlung und eine vorübergehende Unterkunft finden. Außerdem erhalten sie dort professionelle Beratung und Unterstützung. Jedes Jahr flüchten etwa 40.000 Frauen und eine ähnliche große Anzahl an Kindern in ein Frauenhaus, wobei die Aufenthaltsdauer zwischen einem Tag bis hin zu mehreren Monaten schwankt (Bordt, 2008, S. 323). Deutschlandweit existieren derzeit ca. 360 Frauenhäuser.

### **3. Überblick über die Entwicklung von Frauenhäusern**

Nachdem etwa ab Mitte der 1970er Jahre Gewalt gegen Frauen zum gesellschaftlichen Thema wurde, gründeten sich 1976 die ersten Frauenhäuser. Danach entwickelten sich Fachberatungsstellen für Frauen in Gewaltverhältnissen, Notruf-Beratungsstellen usw. Diese Einrichtungen machten die Verbreitung von Gewalt gegen Frauen sichtbar, veränderten die öffentliche Wahrnehmung und verdeutlichten, dass Unterstützung möglich ist und Veränderungen erreicht werden können (Kavemann, 2010, S. 233). Frauenhäuser und Frauenbewegung machten auf die geschlechtsspezifische Ungleichheit patriarchalischer Gesellschaftsordnungen und die Ausübung von Zwang zur Aufrechterhaltung dieser Ungleichheit aufmerksam. Frauen sollten aus der Abhängigkeit von Männern befreit werden und die Familie in ihrer patriarchalischen Form geriet in die Kritik (Lamnek, Luedtke, Ottermann & Vogl, 2012, S. 26). Frauenhäuser wurden jedoch bald als „gesellschaftliches Feigenblatt“ kritisiert, das zwar die Folgen von Gewalt verwalte, jedoch mit der parteilichen Unterstützung alleine nichts am Geschlechterverhältnis verändern konnte. Dies führte Anfang der 1990er Jahre zu Neuorientierungen in der Praxis von Prävention und Intervention, vor allem hinsichtlich rechtlicher Regelungen und polizeilicher Eingriffsbefugnisse. Auch in der öffentlichen Diskussion zeigten sich

Veränderungen; so wurde die Forderung nach gesellschaftlicher Ächtung der Gewalt im privaten Raum auch zunehmend mit der Rechtsverletzung durch den/die TäterIn begründet, während dies vorher rein moralisch mit der Unschuld des Opfers begründet wurde (Kavemann, 2010, S. 234). Wichtige Änderungen im Strafrecht waren etwa die Strafbarkeit von Vergewaltigung in der Ehe 1997, die Aktionspläne der Bundesregierung zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen 1999 und 2007 und die Einführung des Gewaltschutzgesetzes im Jahr 2002 (Helfferich, Kavemann & Rixen, 2012, S. 8). Das Gewaltschutzgesetz gibt zivilrechtlichen Schutz bei häuslicher Gewalt, beispielsweise durch ein Näherungs- oder Kontaktverbot oder die alleinige Nutzung der Wohnung für das Opfer. Die Eingriffsbefugnisse der Polizei wurden erweitert, so dass die gewalttätige Person der Wohnung verwiesen und die Rückkehr untersagt werden kann (Kavemann, 2010, S. 235f.).

Zunehmend verzichteten Facheinrichtungen auf Begriffe wie „Männergewalt“ oder „Gewalt gegen Frauen“ und ermöglichten mit geschlechtsneutralen Bezeichnungen wie „häusliche Gewalt“ oder „Gewalt in engen sozialen Beziehungen“ auch die Einbeziehung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften oder Männer als Opfer weiblicher Gewalt. Andere neue Ansätze der Frauenhausarbeit sind pro-aktive oder aufsuchende Beratung für Opfer oder auch Täter(Innen)arbeit wie soziale Trainingskurse (ebd., S. 236). Rechtlich befinden sich Frauenhäuser in der Position der Unterstützungseinrichtungen im Bereich der so genannten freiwilligen Aufgaben. Problemkreise sind vor allem die Finanzierung, die uneinheitliche Versorgungslandschaft und der Umstand, dass nicht alle Opfer Schutz und Beratung erreichen (Helfferich u.a., 2012, S. 9). Frauenhäuser gelten als hochschwellige Angebote, da neben der Komm-Struktur noch viele weitere Barrieren wie Sprachschwierigkeiten, Einschränkungen oder Behinderungen vorliegen. Noch dazu fehlen vielen Betroffenen Kenntnisse darüber, was von Beratung erwartet werden kann oder es bestehen falsche Vorstellungen über eine solche, wie zum Beispiel die Befürchtung, es würden direktiv Vorschriften gemacht und eigene Entscheidungen nicht respektiert (Kavemann, 2010, S. 249f.). Im Jahr 2011 sahen sich 70 % der befragten Frauenhäuser als geeigneten Schutzort für lesbische Frauen und nur ein Frauenhaus hatte sich auf lesbische Klientinnen spezialisiert (Helfferich u.a., 2012, S. 45).

Frauenhäuser entwickelten sich folglich aus der Frauenbewegung heraus und verwenden inzwischen auch geschlechtsneutrale Begriffe hinsichtlich Gewalt in der Partnerschaft. Da sich insgesamt 70 % der Frauenhäuser als geeignet für lesbische Frauen einschätzen, könnte vermutet werden, dass diese Lesben offen gegenüberstehen und angemessene Hilfe leisten können. Jedoch stellt sich die Frage, wie groß die Barrieren für lesbische Opfer sind, da ein

Frauenhaus an sich bereits ein hochschwelliges Angebot darstellt. Die Hürde könnte für lesbische Klientinnen noch höher liegen als für heterosexuelle Frauen, worauf später noch näher eingegangen wird. Um die Entwicklung nachvollziehen zu können, soll jedoch zunächst betrachtet werden, wie gleichgeschlechtlich empfindende Menschen in der Vergangenheit verfolgt und pathologisiert wurden und wie im Laufe der Jahre hier Veränderungen erfolgten.

#### **4. Pathologisierung und Kriminalisierung homosexueller Menschen**

Die Geschichte des Umgangs mit Lesben und Schwulen hat Einfluss auf den heutigen Umgang mit ihnen und auch auf die Identität jedes einzelnen gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen. Deshalb soll im Folgenden der historische Kontext der Verfolgung und Pathologisierung dargestellt werden, unter anderem durch Justiz, Medizin und Psychologie. Anschließend wird die heutige internationale Situation kurz betrachtet und geklärt, welche Veränderungen sich hinsichtlich Gleichstellung und Gleichberechtigung in letzter Zeit in Deutschland ergeben haben und wo diese noch auf sich warten lassen.

Ab dem Jahr 1872 existierte der §175 des Strafgesetzbuches, der sexuelle Handlungen unter männlichen Personen unter Strafe stellte. Im Zuge der nationalsozialistischen Verfolgung wurde er verschärft und ausgeweitet und viele Lesben und Schwule in Konzentrationslagern ermordet (Gammerl, 2010, S. 8). Im Verzicht auf Kriminalisierung lesbischer Beziehungen sieht Wolf (2004, S. 33) einen Ausdruck dafür, dass Beziehungen unter Frauen gesamtgesellschaftlich als relativ unbedeutend betrachtet wurden. Nach dem Krieg kehrte man in der DDR zu der etwas milderen Weimarer Version des § 175 StGB zurück, nach 1957 wurden homosexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Männern kaum noch bestraft und 1968 strich man diesen Paragraphen aus dem StGB. Lediglich das Schutzalter für gleichgeschlechtlichen Sexualkontakt lag höher als bei gegengeschlechtlichem (18 Jahre im Vergleich zu 16 Jahren), was auch lesbische Kontakte inkludierte. Im Jahr 1988 wurde auch dieser Paragraph in der DDR abgeschafft (Gammerl, 2010, S. 9; BGH, 2012, S. 31). In Westdeutschland wurde hingegen die Fassung aus dem Dritten Reich beibehalten und Beschwerden dagegen unter Verweis auf christliche Normen und die „gesunde und natürliche Lebensordnung im Volke“ zurückgewiesen. Nach Reformen des Sexualstrafrechts in den Jahren 1969 und 1973 waren einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen Männern über 21 Jahren auch in der BRD legal. In Fällen, an denen jüngere Männer beteiligt waren, wurde der §175 StGB jedoch bis in die 1990er Jahre angewandt. Erst 1994 wurde er im Zuge der Rechtsangleichung an die ehemalige DDR vollständig gestrichen (Gammerl, 2010, S. 9).

Medizin und Psychologie versuchten ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Homosexualität als Geisteskrankheit und „conträre Sexualempfindung“ mit verschiedensten Mitteln bis hin zu Elektroschocks oder Lobotomien zu „heilen“ oder auszutreiben (Sigusch, 2010, S. 4). Im Jahr 1973 wurde Homosexualität als psychiatrische Diagnose von der American Psychiatric Association (APA) fallengelassen, doch erst in der dritten Fassung des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-III) im Jahr 1980 wurde die Diagnose der in die Persönlichkeit integrierten (ich-syntonen) Form der Homosexualität nicht mehr aufgeführt. Bis ins Jahr 1987 existierte die Diagnose der „ich-dystonen Homosexualität“, die ein bezüglich der sexuellen Identität ambivalentes Verhalten, wie es häufig im Rahmen des Coming Outs vorkommt, pathologisierte und erst in der revidierten Fassung des DSM-III-R aufgegeben wurde. Die World Health Organization (WHO) führte Homosexualität erst im Jahr 1991 in der 10. Revision des ICD (International Classification of Diseases) nicht mehr als Diagnose auf (Wiesendanger, 2001, S. 50; Waser, 2002, S. 177). Die ich-dystone Homosexualität wurde im DSM-III-R ersetzt durch die „nicht näher bezeichnete sexuelle Störung“, die zum Beispiel definiert ist durch „andauerndes und ausgeprägtes Leiden an der sexuellen Orientierung“. Wolf (2004, S. 82) kritisierte daran, dass es so noch immer möglich sei, nicht heterosexuell empfindende Menschen zu pathologisieren und wies darauf hin, dass die Ursache für diese erheblichen inneren Belastungen im gesellschaftlichen Heterosexismus liege. Wiesendanger (2001, S. 48) beklagte, dass sich die Psychiatrie nicht um Aufarbeitung bemühe und die damals angewandten Maßnahmen nicht als schlimmste Verbrechen gegen die Menschenwürde verurteilt habe.

Die Verfolgung durch die Justiz und Heilungsversuche durch die Psychiatrie dienen hier nur als Beispiele, denn auch in anderen Bereichen zeigten sich Ablehnung und Abwertung. So wurde in der Kriminologie Homosexualität oft mit Pädosexualität vermischt und auch von religiöser Seite gab es eine Vielzahl von Diskriminierungen. Bis heute erfolgte für die erlittene Verfolgung nur vereinzelt Anerkennung. So wurden ca. 50.000 Lesben und Schwule von den Nationalsozialisten in Konzentrationslagern ermordet, doch in der Öffentlichkeit wurde dies kaum beachtet (Wiesendanger, 2002, S. 58). Erst im Jahr 2008 wurde das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen in Berlin eingeweiht. Da dort nur zwei küssende schwule Männer gezeigt wurden, protestierten daraufhin lesbische Vereine und bemängelten, dass Lesben nicht sichtbar wären. Ebenfalls erst im Jahr 2002 wurden die Urteile nach §175 StGB aufgehoben, doch es erfolgte bisher keine Wiedergutmachung (Finke, 2010, S. 216f.).

Die Emanzipationsbemühungen von Lesben und Schwulen führten unter anderem dazu, dass in Deutschland im Jahr 2001 das Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG) in Kraft trat und 2004 erweitert wurde (Steffens & Wagner, 2009, S. 243). Im Jahr 2006 wurde das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) eingeführt, das Diskriminierungen auch aufgrund der sexuellen Identität im Zivil- und Arbeitsrecht verbietet. Doch noch immer fehlt eine Erwähnung in Artikel 3 des Grundgesetzes. Dort ist bisher nur die Benachteiligung aufgrund Geschlecht, Abstammung, Rasse, Sprache, Herkunft, Glauben, Behinderung und religiöser oder politischer Anschauung benannt. In der Bevölkerung treten Veränderungen in Haltung und Einstellung nur langsam ein. Von kirchlicher Seite gibt es inzwischen zwar vereinzelt offene und liberale Haltungen, doch manche religiöse Gruppierungen sehen Homosexualität weiterhin als Sünde wider die Natur (Finke, 2010, S. 217f.). Die katholische Kirche drohte und droht auch heute noch damit, lesbischen oder schwulen MitarbeiterInnen, die eine eingetragene Lebenspartnerschaft eingehen möchten, zu kündigen (Wolf, 2004, S. 367). Wiesendanger (2001, S. 101) bezeichnete die Diskriminierungen von kirchlicher Seite als „quantitativ horrend und qualitativ schlicht menschenverachtend“. Es muss noch erwähnt werden, dass eine eingetragene Lebenspartnerschaft der Ehe nicht völlig gleichgestellt ist. Zwar existiert seit 2013 das Ehegattensplitting auch für gleichgeschlechtliche Paare, doch hinsichtlich Erbrecht, Adoption oder künstlicher Befruchtung bestehen weiterhin Ungleichbehandlungen (LSVD, 2014.).

Weltweit wird Homosexualität in manchen Ländern noch immer mit Todesstrafe (z. B. im Iran, Jemen, Sudan) oder mehr als zehn Jahren Haft (z. B. in Kenia, Uganda, Indien, Pakistan) bestraft. Uganda plant sogar Verschärfungen bis hin zur Todesstrafe. Im Dezember 2008 stimmten nur 66 von 192 Ländern in der UN-Generalversammlung für eine Erklärung gegen die Diskriminierung Homosexueller (Sigusch, 2010, S. 49). EU-weit ist zwar die Diskriminierung im Beschäftigungsbereich verboten, doch Bereiche wie Wohnungswesen, Bildung oder Gesundheitsdienste sind hier nicht genannt (FRA, 2009, S. 2). Die Agentur der Europäischen Union für Grundrechte sieht keinerlei Rechtfertigung dafür, warum Diskriminierung aufgrund sexueller Identität anders behandelt werden sollte als Diskriminierung aufgrund von Rasse oder ethnischer Herkunft (FRA, o.J., S. 2). Im Jahr 2011 verfügten noch immer 76 Staaten über Gesetze, die zur Kriminalisierung von Menschen aufgrund ihrer sexuellen Identität herangezogen werden (UN, 2011, S. 14).

Die Geschichte des Umgangs mit nicht heterosexuellen Menschen ist also geprägt von Abwertung, Verfolgung und versuchter Auslöschung. Während Homosexualität in Deutschland inzwischen weder einen Straftatbestand noch eine Krankheit darstellt, stellt sich dies

international gesehen anders dar. Doch auch in Deutschland existieren noch immer wichtige Ungleichbehandlungen, die lesbischen oder schwulen Menschen suggerieren, ihre Lebensform sei der heterosexuellen nicht gleichwertig. Im Folgenden soll nun geklärt werden, welche gesellschaftlichen Systeme die Einstellung gegenüber lesbischen Frauen beeinflussen.

## **5. Heterosexismus und Homophobie**

Wie zuvor aufgezeigt wurde, wurden Schritte zur Gleichstellung und Gleichberechtigung gleichgeschlechtlich Empfindender unternommen, woraus sich auch einige Veränderungen für deren Lebenssituation ergeben haben. Doch gleichzeitig gibt es noch immer Gewalt und Diskriminierung gegen Lesben, die auf die gesellschaftlichen Unterdrückungssysteme Heterosexismus und Sexismus zurückzuführen sind. Ebenso beeinflussend ist die aus dem Heterosexismus hervorgehende Homophobie, die auch jede lesbische Frau internalisiert und sich auf sie auswirkt. Eine lesbische Frau ist als Frau von sexistischer Diskriminierung und als Lesbe von heterosexistischer Diskriminierung betroffen. Beide Formen stehen in engem Zusammenhang, beeinflussen sich gegenseitig und können sich in ihren Folgen potenzieren (Wolf, 2004, S. 68f.). Da eine Darstellung des Sexismus an dieser Stelle zu umfangreich werden würde, muss darauf leider verzichtet werden.

Heterosexismus bezeichnet negative Einstellungen gegenüber gleichgeschlechtlich Empfindenden und umfasst strukturelle Faktoren und individuelles Verhalten, die anzeigen, dass grundsätzlich von Heterosexualität und einer Überlegenheit heterosexueller Lebensentwürfe ausgegangen wird. Individueller Heterosexismus lässt sich nur durch einen hohen Reflektionsgrad bei Äußerungen oder der Planung von Abläufen vermeiden, da an jeder Stelle überlegt werden muss, ob auch gleichgeschlechtliche Lebensentwürfe mitgedacht werden. Um deutlich zu machen, dass beides gleich gewürdigt wird, muss auch beides explizit inkludiert werden. Unter strukturellem Heterosexismus ist die gesellschaftliche Stigmatisierung gleichgeschlechtlich Empfindender zu verstehen, die sich in der strukturellen Verankerung von Heterosexismus in der Gesellschaft zeigt, beispielsweise im Recht. Wie oben bereits ausgeführt wurde, gab es zweifellos enorme Verbesserungen, doch noch immer bestehen wichtige Ungleichbehandlungen. Diese Benachteiligungen zeigen sich auch im Alltagsleben, zum Beispiel wenn einer Familie, die aus zwei Müttern und zwei Kindern besteht, die Familienkarte beim Eintritt in ein Museum oder einen Freizeitpark verweigert wird. Gesellschaftliche Strukturen, in denen eine ablehnende Haltung tradiert wird, sind allgegenwärtig, beispielsweise in der katholischen Kirche (Steffens, 2010, S. 14-16). Heterosexismus ist eine allgegenwärtige,

meist unreflektierte gesellschaftliche Umgangsform, der sich niemand entziehen kann (Wiesendanger, 2002, S. 54).

Die logische Konsequenz eines heterosexistischen Weltbilds mit Allgemeingültigkeitsanspruch ist die Homophobie (ebd.). Unter Homophobie werden Vorurteile gegen und die Abwertung von Menschen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Identität verstanden. Sie kommt dann zum Ausdruck, wenn gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen beispielsweise die Moral abgesprochen wird oder gleiche Rechte verweigert werden (Zick, Küpper & Hövermann, 2011, S. 47f.). Die Verwendung des Begriffs „Homophobie“ ist umstritten, da es sich bei negativen Einstellungen gegenüber Lesben und Schwulen nicht um eine individuelle Phobie handelt, sondern um eine gesellschaftlich erlernte Einstellung. Da Homophobie also primär gesellschaftliche Wurzeln hat, erscheint der Begriff „Homonegativität“ geeigneter (Steffens, 2010, S. 14). Homophobie ist so alltäglich, dass in der Regel eine „leichte Abwertung“ homosexueller Menschen im Bereich des Tolerierbaren zu liegen scheint. So wirken die oft benutzten Begriffe „schwul“ und „lesbisch“ auf den ersten Blick harmlos, da sie auch von Lesben und Schwulen selbst als Ausdruck ihres Andersseins verwendet werden. Doch dabei darf nicht übersehen werden, dass dahinter Stigmatisierungs- und Abwertungsprozesse stecken, die Andere nicht nur als andersartig, sondern als ungleichwertig markieren sollen. Damit ist Homosexualität ein Makel, der gleichgeschlechtlich Empfindende von den „Normalen“ unterscheidet. Homophobie basiert dabei auf einer Feindseligkeit gegenüber Lesben und Schwulen, gerade weil sie lesbisch bzw. schwul sind und ist selten eine persönliche Meinung, die auf rationalen Überzeugungen oder individuellen negativen Erfahrungen beruht (Küpper & Zick, 2012, S. 5f.).

Homophobe Einstellungen in der Umwelt werden von jedem Individuum der Gesellschaft in unterschiedlichem Ausmaß übernommen; also auch von Lesben und Schwulen selbst. Internalisierte Homophobie bezeichnet die bewusste oder unbewusste Abwertung eigener homoerotischer Tendenzen und entsteht dadurch, dass eine andauernde Stigmatisierung der eigenen Lebensweise erlebt wird, was sich schließlich durch Lernprozesse verinnerlicht. Dies kann beispielsweise auch dazu führen, dass Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft gar nicht wahrgenommen, als geringfügig eingeordnet oder sogar als gerechtfertigt betrachtet wird (Donna Klara, 2003, S. 15; Wolf, 2004, S. 20). Sie zeigt sich außerdem in vollständiger oder teilweiser Selbstentwertung und kann sich sehr destruktiv auswirken (Frossard, 2002a, S. 75). Konkret wird dies zum Beispiel sichtbar durch Minderwertigkeitsgefühle, Zweifel,

Unsicherheit, Selbstablehnung und erhebliche innere Konflikte in der Phase des Prä-Coming-Outs (Wiesendanger, 2002, S. 67; Donna Klara, 2003, S. 15).

Heterosexismus ist also allgegenwärtig und kann zu homophoben Einstellungen führen. Die von Lesben und Schwulen internalisierte Homophobie kann neben Selbstabwertung auch dazu führen, dass erlebte Diskriminierungen gar nicht mehr wahrgenommen oder als begründet betrachtet werden. Dies hat massive Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl und beeinflusst den Umgang mit Gesellschaft und sozialem Umfeld. Nun könnte eingewandt werden, dass sich mit einigen rechtlichen Änderungen folglich auch Veränderungen in der Einstellung der Bevölkerung ergeben haben. Ob sich das gesellschaftliche Meinungsbild dahingehend tatsächlich verändert hat, wie vielfach behauptet wird, soll nun anhand einiger aktueller Studien betrachtet werden. Die Einstellung der Menschen beeinflusst ihren Umgang mit Lesben, was wiederum Auswirkungen auf die Identität lesbischer Frauen hat und insbesondere im Zusammenhang mit Gewalt in der Beziehung zu negativen Dynamiken führen kann.

## **6. Homophobe Einstellungen in der Bevölkerung**

Im Herbst und Winter 2008/2009 wurde in acht europäischen Ländern jeweils eine repräsentative Anzahl der Bevölkerung (N=1000) ab 16 Jahren telefonisch interviewt (Zick u.a., 2011, S. 49). Hier waren 39,7 % der Deutschen der Meinung, es wäre keine gute Sache, Ehen zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern zu erlauben und 38 % brachten Homosexualität mit etwas Unmoralischem in Zusammenhang (ebd., S. 74). Dabei schienen die ältesten Befragten (über 65 Jahre) am stärksten zu Homophobie zu neigen, gefolgt von den 50-65jährigen (ebd., S. 91). Weiterhin schien niedrigere Bildung mit höherer Homophobie und hohe Bildung mit niedrigerer Homophobie einherzugehen (ebd., S. 96) und Männer schienen tendenziell etwas homophober zu sein als Frauen (ebd., S. 99). Überraschenderweise zeichnete sich in Deutschland bei den jüngsten Befragten im Vergleich zu den mittleren Altersgruppen eine leichte Tendenz zu mehr Homophobie und Sexismus ab (ebd., S. 104).

Bei der Repräsentativerhebung (N=2.610) der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS, 2008) stimmten 1 % vollkommen und 4 % eingeschränkt zu, sich aufgrund eigener Homosexualität benachteiligt bzw. diskriminiert zu fühlen. Hier muss von einer erheblichen Dunkelziffer ausgegangen werden, da anzunehmen ist, dass sich nicht alle zur eigenen Homosexualität bekannten. Insgesamt waren 88 % der Meinung, dass es sich bei der sexuellen Orientierung um eine Privatsache handle, in die sich die Politik nicht einmischen solle, 67 % wollten

mit dem Thema Homosexualität möglichst wenig in Berührung kommen und 46 % gaben an, sich provoziert zu fühlen, wenn sich zwei Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen (ebd., S. 85). Die Antworten der Befragten wurden in Bezug zu den Sinus-Milieus gesetzt. Das Modell der Sinus-Milieus stammt von Sinus Sociovision und teilt die Bevölkerung nach Wertorientierungen, Lebensstilen und sozialen Lagen in eine Typologie ein (ebd., S. 31). Dabei zeigte sich, dass besonders Angehörige der Milieus Bürgerliche Mitte, Konservative, Traditionsverwurzelte und DDR-Nostalgische Homosexualität besonders ablehnend gegenüberstanden. Auch das Milieu der Etablierten lehnte z. B. häufig eine rechtliche Gleichstellung ab (ebd., S. 85f.). Maier (2010, S. 154) hält diese Studie nur für begrenzt aussagefähig, da ein alltagstheoretischer Begriff von Diskriminierung zugrunde gelegt und in nicht nachvollziehbarer Weise operationalisiert wurde.

Das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG, 2011, S. 19) kommt zu dem Schluss, dass homophobe Einstellungen insgesamt leicht zurückgehen. Im Jahr 2005 fanden es noch 34,8 % der Befragten „ekelhaft, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen“, während es 2010 nur noch 26,1 % und 2011 noch 25,3 % waren. Weiterhin hielten im Jahr 2005 16,6 % Homosexualität für unmoralisch, während dies 2010 16,3 % und 2011 15,8 % waren. Die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Ehen sank von 40,5 % im Jahr 2005 auf 25,3 % im Jahr 2010 und 21,1 % im Jahr 2011 (ebd.).

Neben allgemeinen Bevölkerungsumfragen existieren noch andere Untersuchungen, die auf bestimmte Bereiche fokussieren, beispielsweise die Untersuchung von Klocke (2012), der eine repräsentative Anzahl von Sechst- und NeuntklässlerInnen in Berlin untersuchte. Hier zeigte sich wenig Wissen über Homosexualität und eine weite Verbreitung der Worte „schwul“ und „lesbisch“ als Schimpfwörter. Hier ist anzumerken, dass diese Untersuchung nur in Berlin durchgeführt wurde und daher anzunehmen ist, dass in ländlichen Gebieten noch negativere Ergebnisse zustande gekommen wären.

Bei Studien zu Einstellungsuntersuchungen zeigen sich immer gewisse Probleme. So kann ein befragter Mensch zwar eine bestimmte (z. B. akzeptierende) Einstellung äußern, aber trotzdem unangenehm berührt sein, wenn sich zum Beispiel zwei Frauen küssen. Außerdem gehört Toleranz gegenüber Minoritäten heute zunehmend zum guten Ton, so dass sich Personen mit Vorurteilen häufig anpassen und tolerant geben (Steffens, 2010, S. 17). Eben dies merkt Maier (2010) auch zu der Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS, 2008) an: dass hier eher Aussagen über die soziale Erwünschtheit getroffen werden können, die

Alltagspraxis jedoch ungeklärt bleibt. Gerade vor diesem Hintergrund erscheint es interessant, dass noch immer eine vergleichsweise hohe Ablehnung von Lesben und Schwulen festgestellt werden konnte und in dieser Studie Offenheit und Toleranz nur in bestimmten Milieus zu existieren schienen. Eine gesamtgesellschaftlich wachsende Akzeptanz wie in Öffentlichkeit und Wissenschaft oft behauptet, lässt sich daraus nicht ableiten, sondern vielmehr eine Haltung, die die Gleichstellung gleichgeschlechtlich empfindender Menschen praktisch für überflüssig hält (Maier, 2010, S. 155).

Wie wenig sichtbar lesbische Frauen in den Printmedien sind, zeigte eine Auswertung von Artikeln zu schwul-lesbischen Themen in Tageszeitungen zwischen Juli und Dezember 2009 (Amberg, 2010). Von den ausgewerteten 81 Artikeln stand nur in sechs Artikeln eine lesbische Frau im Mittelpunkt der Berichterstattung. Lesben schienen mittels Sprache und Themenaufbereitung meist komplett ausgeblendet zu werden. Ein Drittel aller Artikel enthielt eine falsche Wortwahl (etwa homosexuell = schwul oder schwul = homosexuell), falsche Überschriften oder das Thema wurde nur mit Beispielen von Schwulen aufbereitet. Amberg folgerte, dass der schwule Mann anscheinend der Prototyp des homosexuellen Menschen zu sein scheint und Lesben als gesellschaftliche Gruppe medial nicht existent sind. Schwule würden von männlichen Privilegien profitieren und wären im Gegensatz zu Lesben nicht von Sexismus betroffen. Dadurch würden sie in einer anderen Ausgangssituation leben, wovon die gesellschaftliche und infolgedessen auch mediale Sichtbarkeit geprägt wäre (ebd., S. 46).

Wenn auch oft behauptet wird, dass nicht heterosexuelle Lebensweisen heute kein Problem mehr seien, zeigt ein genauerer Blick auf Studienergebnisse noch immer beträchtliche Ausmaße an homophoben Einstellungen. Nur in einzelnen Sinus-Milieus scheint tatsächlich eine offene und akzeptierende Haltung vorzuliegen, wie die ADS-Studie nahe legt. Vor dem Hintergrund des Effekts der sozialen Erwünschtheit könnte angenommen werden, dass die tatsächliche Ablehnung oder Abwertung weiter verbreitet ist, als es manche Studienergebnisse zeigen. Diese ablehnenden Haltungen prägen den Alltag lesbischer Frauen in unserer Gesellschaft und wirken sich sowohl auf die Psyche, als auch auf die sozialen Beziehungen aus. Dies hat auch Auswirkungen auf den Umgang mit Gewalterfahrungen und evtl. auch das Hilfesuchverhalten. Im Folgenden soll eine Studie betrachtet werden, die die Einstellung von Fachkräften und die Therapieerfahrungen lesbischer Klientinnen untersuchte.

## **7. Befragung von TherapeutInnen und lesbischen Klientinnen**

Da auch jede psychosoziale Fachkraft in einer heterosexistischen Gesellschaft aufgewachsen ist, könnten hier ebenfalls Vorurteile oder homonegative Einstellungen vorhanden sein. Aktuelle Studien dazu fehlen leider, eine ältere Studie zeigte jedoch interessante Ergebnisse. Die psychosoziale Frauenberatungsstelle Donna Klara e. V. befragte im Jahr 2001 niedergelassene PsychotherapeutInnen mit Kassenzulassung in Schleswig-Holstein per Fragebogen, um Erkenntnisse darüber zu gewinnen, ob sich Fachkräfte auf dem Stand alter pathologisierender Konzepte oder unreflektierter Alltagstheorien befinden und in scheinbar toleranter Haltung Unterschiede zu heterosexuellen KlientInnen leugnen. Es konnten 289 Antworten ausgewertet werden, was einer Rücklaufquote von 34 % entsprach (Donna Klara, 2003, S. 24ff.).

Insgesamt 5 % der TherapeutInnen waren der Meinung, dass die sexuelle Identität in der Therapie auf ihre Ursache hin bearbeitet werden sollte und 90 % gaben an, diese nicht anders zu thematisieren als bei heterosexuellen KlientInnen. Weiterhin waren 85 % der Ansicht, dass lesbische Klientinnen grundsätzlich in der Akzeptanz ihrer sexuellen Identität unterstützt werden sollten, 15 % wollten dies nur unter besonderen Bedingungen und 1,5 % gaben an, sie in der Entwicklung einer heterosexuellen Identität unterstützen zu wollen. Insgesamt schien das Bewusstsein über Diskriminierungen bei den TherapeutInnen groß zu sein, doch das Ergebnis stand im Widerspruch zu dem, was Klientinnen über ihre Therapieerfahrungen berichteten (ebd., S. 30f.). Die geringste Tendenz zu Diskriminierungen zeigte sich in der Altersgruppe der 51-60jährigen Fachkräfte, was auf die lange Berufserfahrung zurückzuführen sein könnte. Die Erwartung, dass jüngere TherapeutInnen aufgrund der in den letzten Jahrzehnten gewachsenen gesamtgesellschaftlichen Toleranz am wenigsten zu Diskriminierung neigen würden, hat sich nicht bestätigt. Die Autorin vermutet hierin einen Hinweis darauf, dass die berufliche Ausbildung mit ihren zum Teil überholten Theorien wohl ausschlaggebender war als gesamtgesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse (ebd., S. 32f.). Bei der Betrachtung der Ergebnisse sollte auch hier wieder beachtet werden, dass es sich um Meinungsäußerungen handelte, die durch den Effekt der sozialen Erwünschtheit verzerrt sein könnten. Die Autorin gibt außerdem zu bedenken, dass die befragte Berufsgruppe eine große Sensibilität für eigene Tendenzen zu Vorurteilen und Diskriminierungen besitze, weshalb die auf den ersten Blick positive Bewertung zu relativieren sei (ebd., S. 35).

Donna Klara e. V. konnte außerdem 111 lesbische derzeitige und ehemalige Therapieklientinnen per Fragebogen befragen. Da die Umfrage auch über das Internet zu beantworten war,

antworteten auch Klientinnen aus anderen Bundesländern als Schleswig-Holstein (ebd., S. 36f.). Befragt nach dem Zeitpunkt des Coming Outs gegenüber der Fachkraft, gaben 73 % an, sich im Erstgespräch als lesbisch geoutet zu haben, 13 % innerhalb der ersten zehn Sitzungen und 14 % erst später. Dies zeigt bereits ein gewisses Misstrauen lesbischer Frauen gegenüber den TherapeutInnen. Noch deutlicher wird diese Tendenz, wenn betrachtet wird, dass sich über die Hälfte der Klientinnen vor Aufnahme der Therapie, z. B. bei Freunden, Beratungsstellen oder der/dem Therapeut/in selbst, über die Haltung der Fachkraft lesbischen Lebensweisen gegenüber vorinformiert hatte. Vorinformierte Frauen offenbarten ihre sexuelle Identität deutlich früher (Erstgespräch 91 %, innerhalb der ersten zehn Sitzungen 5 %, später 4 %) als nicht vorinformierte Klientinnen (Erstgespräch 54 %, innerhalb der ersten zehn Sitzungen 21 %, später 25 %) (ebd., S. 39).

Insgesamt gaben 79 % aller Klientinnen an, dass sie in der Therapie vorbehaltlos offen über lesbisches Empfinden sprechen konnten, von den nicht vorinformierten Klientinnen waren dies nur 65 % (ebd. S. 40). Weiterhin berichteten 14 %, sich in der Therapie dazu gedrängt gefühlt zu haben, sich mit dem Entstehen ihres Lesbischseins zu beschäftigen, 8 % fühlten sich von der Fachkraft nicht und 16 % nur zum Teil in ihrem lesbischen Empfinden und dessen Akzeptanz unterstützt. Fast ein Drittel (30 %) gab an, sich durch Bemerkungen oder Verhaltensweisen des/der Therapeut/in auf grobe oder subtile Weise diskriminiert oder verletzt gefühlt zu haben. Beispiele dafür waren etwa Ratschläge mehr mit Männern zu unternehmen, die Frage, ob die Klientin als Jugendliche auch normale Mädchenfreundschaften ohne sexuelle Wünsche gehabt hätte oder die Aussage „lesbische Beziehungen neigen zu neurotischen Auswüchsen. Sie suchen ständig nach der Mutter“ (ebd., S. 42f.).

Dass sich die Hälfte der Klientinnen vor Aufnahme der Therapie über die Haltung der Fachkraft informiert hatte, weist auf die große Bedeutung dieser Frage und das Ausmaß der Befürchtungen hin, d. h. die Hälfte vertraute nicht darauf, dass sie selbstverständlich einer akzeptierenden Haltung gegenüber lesbischen Lebensweisen begegnen würde (ebd., S. 43). Die Mehrheit der Klientinnen machte positive Erfahrungen hinsichtlich Akzeptanz und Offenheit, doch gleichzeitig bestanden Befürchtungen, Skepsis und Vorsicht. Wenn die eigene sexuelle Identität so spät offen gelegt wurde, ist hiermit auch die Offenheit in der Therapie eingeschränkt. Dies erschien wohl nicht völlig unbegründet, da doch einige Klientinnen von Diskriminierungen oder Pathologisierungen berichteten (ebd., S. 49).

Da diese Studie schon mehr als zehn Jahre alt ist, wäre es interessant, wie eine solche Befragung heute ausfallen würde. Trotzdem macht die Befragung deutlich, wie wichtig es ist, dass Fachkräfte für unterschwellig homophobes oder diskriminierendes Verhalten sensibilisiert werden und sich gegenüber nicht heterosexuellen KlientInnen akzeptierend verhalten und ihnen offen gegenüber treten. Dass sich so viele Klientinnen im Vorfeld über die Einstellung der Fachkraft informierten, könnte sicher auch auf andere Arbeitsbereiche bezogen werden. Übertragen auf Frauenhäuser könnte das etwa bedeuten, dass die Hemmschwelle für lesbische Klientinnen gesenkt werden könnte, wenn sie wüssten, dass sie dort auch willkommen sind.

## **8. Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen lesbischer Frauen**

Nachdem nun Studienergebnisse zu Einstellungen in der Bevölkerung und die Umfrage unter TherapeutInnen und lesbischen Klientinnen betrachtet wurden, soll nun auf Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen lesbischer Frauen eingegangen werden. Diese wirken auf jede einzelne Betroffene, auf jede lesbische Beziehung und auf das soziale Umfeld. Unter Diskriminierungen versteht Ohms (2006, S. 14) mittelbare und unmittelbare Formen der Benachteiligung, die dann vorliegen, „wenn in einer vergleichbaren Situation die Betroffene eine weniger günstige Behandlung als eine andere Person erfährt, erfahren hat oder erfahren würde“. Diskriminierungen sind für Lesben so alltäglich, dass sie diese vielleicht noch wahrnehmen, jedoch als Normalität lesbischen Lebens einordnen und „ignorieren“. Dies kann eine psychische Belastung darstellen und die Lebensqualität einschränken (ebd., S. 36f.).

Eine wesentliche Form der Diskriminierung ist die noch immer anhaltende Tabuisierung und Ignoranz lesbischer Lebensweise und Sexualität. Das könnte darin begründet liegen, dass sie im Wertesystem der westlichen Kultur keinen Platz hat, öffentlich wenig präsent ist und selten ernst oder wahrgenommen wird (Soine & Zinn, 2006, S. 348f.). Diese Nichtwahrnehmung zeigt sich, indem lesbische Sexualität und Identität geleugnet oder aber unter männlicher Homosexualität subsumiert wird (Ohms & Stehling, 2006, S. 5). Sichtbar wird dies beispielsweise, wenn nur die Rede ist von „Schwulenehe“ oder „Schwulendemo“. Oft wird diese Nichtwahrnehmung als bevorzugte Behandlung und Schutz vor Diskriminierung gesehen. Doch der angebliche Schutz zum Preis der Nichtexistenz stellt eine weitere Form der Diskriminierung dar: eine lesbische Frau ist also so lange vor Diskriminierung geschützt, so lange sie nicht das ist, was sie ist. Bei vielen Männern stoßen Lesben auf Ablehnung, werden als Konkurrenz gesehen oder begegnen lüsterne Interesse (Frossard, 2002a, S. 96). Oft gelten sie auch als frustrierte Heteras, begegnen Meinungen wie „die hat doch nur keinen Mann

abgekriegt“ und eine eigenständige Sexualität wird ihnen völlig abgesprochen. Es gibt zwar Veränderungen in der Akzeptanz, doch oft sind diese nicht viel mehr als politisch korrekte Lippenbekenntnisse, Modetrends oder Ignoranz statt echter Akzeptanz (Wiesendanger, 2001, S. 38f.).

Die aktuellste Studie zum Thema Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans\* (LesMigraS, 2012) kommt zu dem Schluss, dass nicht-normative Lebensweisen auch heute noch nicht problemlos gelebt werden können und Diskriminierungen keinesfalls eine Ausnahme darstellen, auch wenn sich Deutschland hier als offen und tolerant wahrnimmt (ebd., S. 15). Beschämungen und Abwertungen aufgrund gender-nonkonformen Verhaltens werden von den Betroffenen zu einem sehr großen Teil als Normalität wahrgenommen, so dass fast von einer Gewöhnung an die Diskriminierung gesprochen werden kann (ebd., S. 22). An der im Jahr 2011 durchgeführten Studie nahmen 2.143 Menschen per Fragebogen teil, Diskriminierung und Gewalt wurden hier getrennt abgefragt.

Bezüglich Diskriminierung gaben 22,4 % an, mindestens einmal am Arbeits- oder Ausbildungsplatz abgewertet worden zu sein und 53,4 % waren der Meinung, ihre Lebensweise hätte negative Auswirkungen auf ihre Karrierechancen (ebd., S. 77ff.). Weitere 26,8 % stimmten eher oder vollkommen zu, dass sich ihre Lebensweise negativ auf die Chance auswirkt, von der Polizei geschützt zu werden und 39,2 % glaubten an negative Auswirkungen auf ihre Chance, staatliche Leistungen oder Rechte zu erhalten (ebd., S. 84f.). Auffallend zeigte sich, dass 61,8 % (1.325 Personen) bereits therapeutische Hilfe in Anspruch genommen hatten. Da sich darunter aber viele Trans\* befanden, kann der Grund dafür darin liegen, dass bei Personenstandsänderungen oder geschlechtsangleichenden Maßnahmen psychologische Gutachten nötig sind. Insgesamt haben 16,5 % aller Befragten mindestens einmal die Erfahrung gemacht, dass ihre Lebensweise in der Therapie als Problem bezeichnet wurde (ebd., S. 86f.).

Betrachtet man die Diskriminierungshäufigkeit an verschiedenen Orten (Abbildung 1) zeigt sich, dass Diskriminierung sehr (14,3 %) oder eher oft (27,7 %) in Familie und Verwandtschaft vorkommt, also im nahen sozialen Umfeld. In der Öffentlichkeit fühlten sich 38,4 % oft und 11,9 % sehr oft diskriminiert. In der Grafik auf 100 % fehlende Werte sind Antworten „ich bin hier nicht geoutet“ und „keine Angabe“, die aufgrund eines Kodierungsfehlers der Autorinnen nicht getrennt ausgewertet werden konnten.

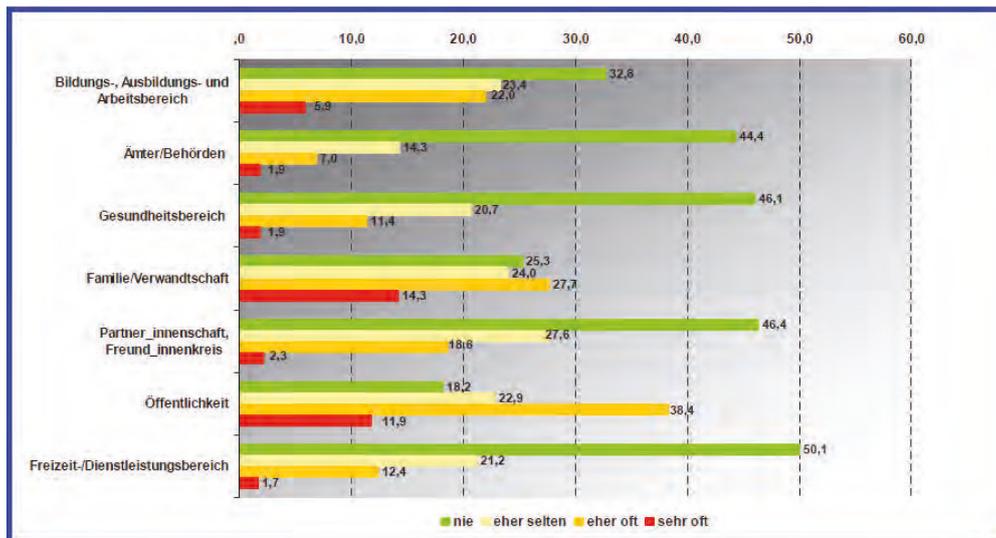


Abbildung 1: Diskriminierungshäufigkeit an verschiedenen Orten (LesMigraS, 2012, S. 89)

Neben Diskriminierungen wurde auch nach Gewalterfahrungen gefragt. Hier zeigten sich beispielhaft folgende Ergebnisse: 65,4 % hatten bereits die Erfahrung gemacht, dass im Kreise von Familie oder Freunden Witze über ihre Lebensweise gemacht wurden, 42,3 % wurden zudringliche Fragen über ihre Lebensweise und ihren Körper gestellt und 26 % wurden von Familie oder Freunden ungefragt geoutet (ebd., S. 109). In der Öffentlichkeit erlebten 77,8 % Witze über ihre Lebensweise, 66,3 % wurden beleidigt oder beschimpft, 70,5 % durch Handzeichen oder Blicke abgewertet und 17,9 % bereits einmal körperlich angegriffen (ebd., S. 110). Im Bildungs- und Ausbildungsbereich waren ebenfalls 67,6 % mit Witzen über ihre Lebensweise konfrontiert und 25,7 % wurden hier ungefragt geoutet (ebd., S. 107).

Hilfe und Unterstützung suchten Betroffene bei Diskriminierungen vor allem bei ihnen nahe stehenden Personen wie PartnerIn, Familie oder Freundeskreis (83,5 %), während sich nur 18,1 % an eine psychosoziale Einrichtung wandten und 5,1 % rechtliche Schritte einleiteten. Dies könnte darauf hindeuten, dass wenig Vertrauen gegenüber der Justiz besteht oder wenig Wissen darüber vorhanden ist (ebd., S. 117). Bei Gewalterfahrungen suchten 63,3 % Hilfe bei nahe stehenden Personen, 13,5 % suchten eine psychosoziale Einrichtung auf und 5,5 % leiteten rechtliche Schritte ein (ebd., S. 119). Von 2.055 Personen suchten 127 eine Frauenberatung oder ein Frauenhaus auf (ebd., S. 121). Insgesamt 594 Personen (27,7 %) gaben an, in den letzten zwei Jahren einmal eine Beratungsstelle nicht aufgesucht zu haben, da sie dort Diskriminierung befürchteten oder dort bereits diskriminiert wurden. Die qualitative Auswertung zeigte, dass Lesben ein großes Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen hegen (ebd. S. 24).

Bei dieser Studie zeigte sich das Problem, dass versteckt lebende lesbische Frauen nicht erreicht werden konnten, da nur diejenigen befragt werden konnten, die über lesbische Netzwerke zu erreichen waren, eher offen lebten und über Sprachkenntnisse und Ressourcen verfügten, um an dieser Umfrage teilzunehmen. Es könnte also vermutet werden, dass Diskriminierung und Gewalt hier unterschätzt werden, da davon ausgegangen werden kann, dass versteckt Lebende ihre Lebensweise gerade wegen der erfahrenen oder erwarteten Repressionen verstecken (ebd., S. 46; Wolf, 2004, S. 17). Diskriminierung und Gewalt können massive Folgen für die Betroffenen haben, dazu sei an dieser Stelle verwiesen auf biopsychosoziale Zusammenhänge (z. B. Pauls, 2011) oder das Minoritätenstressmodell nach Meyer (z. B. Steffens & Geissler, 2009). Minoritätenstress ist chronisch, da er stabilen sozialen und kulturellen Strukturen unterliegt und auf sozialen Prozessen, Institutionen und Strukturen basiert (Steffens, 2010, S. 14).

Obwohl diese Studie ebenso bisexuelle Frauen und Trans\* befragte, kann festgestellt werden, dass auch lesbische Frauen nach wie vor Gewalt und Diskriminierung erfahren. Interessant wäre, wie die Erfahrungen versteckt lebender Lesben aussehen würden, doch hier gestaltet es sich schwierig, diese Personengruppe zu erreichen. Deutlich wurde auch die anscheinend weit verbreitete Vorsicht gegenüber psychosozialen Institutionen, da sich nur sehr wenige Befragte bei Gewalt oder Diskriminierung an Beratungsstellen oder andere psychosoziale Einrichtungen wandten. Nun soll im Folgenden geklärt werden, welche Besonderheiten bei lesbischen Frauen und lesbischen Partnerschaften ausgemacht werden können und wie die Erfahrung von Gewalt und Diskriminierung hierauf einwirken.

## **9. Besonderheiten lesbischer Frauen und lesbischer Partnerschaften**

Wenn Besonderheiten benannt werden, besteht die Gefahr der Stigmatisierung oder Festschreibung. Doch beim Herausarbeiten von Unterschieden geht es nicht darum, lesbische Lebensweisen als abweichend zu etikettieren, sondern darum, Spezifika zu identifizieren, die zum besseren Verständnis beitragen können, warum Gewalt unter Lesben tabuisiert ist und welche Umstände das Entstehen von Gewalt begünstigen könnten. Es sollen Unterschiede deutlich gemacht werden, weil sich eine lesbische von einer heterosexuellen Identitätsentwicklung unterscheidet und auch Paarbeziehungen differenziert betrachtet werden können, da auch hier andere Herausforderungen existieren. Ein Gleichmachen im Sinne von „es ist doch genau dasselbe“ wäre wenig zielführend, da es eben nicht genau das Gleiche ist. Es gibt wichtige Unterschiede, die eine Fachkraft der Sozialen Arbeit in der Arbeit mit lesbischen Kli-

entinnen, nicht nur im Frauenhaus, kennen sollte. Es muss auch noch angemerkt werden, dass es die homogene Gruppe der Lesben genau so wenig gibt, wie es „die Heterosexuellen“ gibt (Wiesendanger, 2001, S. 22). Die sprachlichen Formulierungen beziehen sich im Folgenden nur auf lesbische Frauen, da diese den Gegenstand dieser Masterarbeit bilden. Manches davon kann ebenso auf schwule Männer zutreffen, manches auch auf heterosexuelle Frauen.

### **9.1 Spezifika lesbischer Identitätsentwicklung**

Ein grundlegender Unterschied zu heterosexuellen Menschen ist, dass jede lesbische Frau in einer heterosexuellen Umgebung aufwächst, in dieser als Hetera sozialisiert und mit heterosexistischen Rollenerwartungen konfrontiert wird. Gleichgeschlechtliche Liebe ist bzw. war tabuisiert und kam bzw. kommt in der Regel weder als Thema, noch als praktizierte Lebensform vor. Das heranwachsende Kind wird dadurch verunsichert und fühlt sich nicht zugehörig, da es spürt, dass es anders ist als alle anderen in der Umgebung. Die Vorbildsuche gestaltete sich bis vor kurzem als sehr schwierig, da alles in der Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang gesellschaftlichen Vorurteilen entsprang, etwa Lesben wären „Mannsweiber“, kriminell, familien- und beziehungslos usw. (Edinger, 2006, S. 10-12). Heterosexuelle Lebensentwürfe sind allgegenwärtig, während lesbische in wesentlichen Sozialisationsinstanzen wie Herkunftsfamilie oder Bildungsinstitutionen verschwiegen oder stigmatisiert werden (Wolf, 2006, S. 368). Das eigene Erleben des Kindes kann nicht mit der heterosexistischen Prognose der Umwelt in Einklang gebracht werden. Nicht geschlechtsrollenkonformes Verhalten kann in der Umwelt noch dazu auf Ablehnung stoßen, was die Verwirrung zusätzlich verstärken kann (Frossard, 2002a, S. 77-79). Die Auseinandersetzung mit den heterosexuellen Rollenerwartungen bedeutet eine ständige Identitätsaushöhlung und ist selbstdestruktiv, da diese dem psychischen Erleben der Heranwachsenden widersprechen (Wiesendanger, 2002, S. 54). Das Kind hat nirgends das Gefühl der Daseinsberechtigung und kommt höchstens noch mit antihomosexuellen Schimpfwörtern in Kontakt. Hier verwundert es nicht, wenn eventuell versucht wird, die eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken oder zu kontrollieren. Denn vor sich und der Umwelt zur eigenen sexuellen Identität zu stehen, erzeugt Angst vor Ablehnung durch die Umwelt und Angst davor, all das zu sein, was einem diese Umwelt als homosexuell widergespiegelt hat; also beispielsweise asexuell, beziehungsunfähig oder keine richtige Frau zu sein (Edinger, 2006, S. 12). Wiesendanger (2002, S. 55) spricht von vor dem Coming Out erlebten Minitraumata, vor allem wenn sich die Umgebung nicht nur heterosexistisch, sondern homophob zeigt. Den Versuch, die eigene sexuelle Identität aufgrund gesell-

schaftlicher Stigmatisierungen abzuwehren, bezeichnet Watzlawik (2004, S. 50f.) als Erschwerung und damit Verlangsamung des Prozesses der Identitätsfindung.

Ebenfalls spezifisch für eine nicht heterosexuelle Identität ist das früher oder später nötige Coming Out. Das Coming Out umfasst einerseits den innerpsychischen Vorgang des Gewährwerdens und schließlich der Gewissheit, lesbisch und nicht heterosexuell zu sein. Andererseits gehört dazu auch die soziale Dimension, bei der es darum geht, sich entsprechend der sexuellen Identität zunehmend in der Öffentlichkeit zu zeigen und einen eigenen Lebensstil zu finden. Das Coming Out ist eher als zirkulärer Prozess zu sehen und nicht als linearer Verlauf (Rauchfleisch, 2011, S. 73). Lesbische Frauen müssen sich in jeder neuen Situation unter Abwägung möglicher Konsequenzen erneut für oder gegen ein äußeres Coming Out entscheiden. Vom ersten Bewusstsein homoerotischer Gefühle bis zur für die Frau selbst positiv besetzten soziosexuellen Identität können Jahre vergehen. Besonders schwierig zeigt sich diese Entwicklung, wenn massive Widerstände zu erwarten sind und wenige Möglichkeiten bestehen, Informationen über lesbische Lebensweisen zu erhalten oder entsprechende Netzwerke zu erreichen. Das gilt beispielsweise für sehr junge oder sehr alte Lesben, Lesben aus ländlichen oder stark religiös geprägten Gebieten und Lesben aus besonders homophobem Umfeld (Wolf, 2008, S. 3). Ein Coming Out ist immer ein lebenslanger Prozess, da immer erst einmal die heterosexuelle Vorannahme gilt und jede Lesbe immer zunächst als Hetera angesprochen wird. Man sollte sich auch bewusst machen, dass die Mitteilung, lesbisch zu sein bei weitem nicht die gleichen Reaktionen auslöst, wie die Mitteilung, heterosexuell zu sein (Frossard, 2002a, S. 85f.). Ein erfolgtes Coming Out stellt eine psychische Leistung dar und ist immer mit enormen emotionalen Herausforderungen und Konflikten verbunden (ebd., S. 81f.). Besonders hemmend für lesbische Frauen zeigt sich hierbei, dass Lesben noch weniger sichtbar sind als schwule Männer und zudem noch mit feministischen Fragen konfrontiert sind, d. h. für sie geht es um Gleichberechtigung als Frau und als Lesbe (Watzlawik, 2004, S. 56f.). Für das Coming Out existieren verschiedene Phasenmodelle, welche beispielsweise bei Watzlawik & Heine (2009) oder Rauchfleisch (2011) aufgeführt sind.

Auch die internalisierte Homophobie kann zu Problemen führen, denn es ist kaum möglich, die Werte der Herkunftsfamilie einfach über Bord zu werfen. So ist die Ablehnung von gleichgeschlechtlicher Liebe und gleichgeschlechtlich Liebenden mit all dem legitimiert, was man während der Sozialisation von der Umgebung mitbekommen hat. Die negativen Bilder, die eine lesbische Frau eventuell in sich trägt, sind in der Regel eine Identifikation mit der in

der Entwicklung erlebten Abwertung von Lesben und allem Homosexuellen (Edinger, 2006, S. 12f.). Internalisierte Homophobie erschwert nicht nur das eigene Coming Out, sondern auch den Umgang mit anderen nicht heterosexuellen Menschen. Dies wird zum Beispiel dann sichtbar, wenn andere Lesben als unweiblich oder „eklig“ bezeichnet werden oder von Schwierigkeiten mit der lesbischen Szene berichtet wird (Knapp, 2010, S. 100). Wie oben bereits ausgeführt, kann sie aber auch zur Selbstentwertung oder Schuld- und Schamgefühlen führen (Frossard, 2002a, S. 75; Wiesendanger, 2002, S. 67; Donna Klara, 2003, S. 15).

Die Verfolgungsgeschichte gleichgeschlechtlich empfindender Menschen hat ebenfalls Auswirkungen auf die Identität. Vergleicht man sie mit der Geschichte der Unterdrückung der Frau, wird deutlich, dass der Einfluss der Homosexuellenverfolgung genau so wenig mit einem Federstrich beseitigt werden kann, wie die Einflüsse der Unterdrückung der Frau auf die weibliche Identität (Edinger, 2006, S. 13f.). Für Edinger (ebd., S. 14) greift der Vergleich mit den Geschlechtern sogar zu kurz, da die Frau „nur“ abgewertet wurde, während es bei homosexuellen Menschen sogar um versuchte Auslöschung ging und der Umgang mit ihnen darauf ausgerichtet war, die Homosexualität in der Person zu eliminieren. Er spricht hier von einem generationenübergreifendem Fortwirken der Traumatisierung, ähnlich dem ethnischen Gruppen. Menschen werden von der Geschichte geprägt, was sich auf die Identität auswirkt. Einflüsse wie Naziverfolgung, die sozialmedizinische Geschichte und religiöse Verachtung wirken nachhaltig und können nicht losgelöst von biografischen Entwicklungen gleichgeschlechtlich Lebender betrachtet werden (DFK/BMJ, 2003, S. 170).

Womöglich auch daraus speist sich die Angst vor genereller Ablehnung von außen. Denn auch wenn sich die Situation gebessert hat, wirkt die früher übliche Ablehnung nicht nur in den eigenen Emotionen nach, sondern auch bei vielen Mitmenschen. Von vielen lesbischen Frauen wird es daher als Anmaßung empfunden, wenn ihnen Fachkräfte etwa mit der Haltung begegnen, dass dies doch heutzutage kein Problem mehr sei. Denn schließlich leben sie täglich mit der Realität des Lesbischseins (Frossard, 2002a, S. 80). Das Verstecken der eigenen sexuellen Identität scheint in einigen Kontexten eine Handlungsstrategie zu sein, sich vor weiteren Angriffen zu schützen (Wolf, 2004, S. 115). Dass Diskriminierung und Gewalt auch heute noch existieren und diese Feststellungen deshalb auch heute noch Gültigkeit zu haben scheinen, zeigt unter anderem die bereits genannte Studie von LesMigraS (2012). Lesbische Frauen wachsen folglich in einer heterosexistischen Umwelt mit heterosexuellen Rollenerwartungen auf. Coming Out, internalisierte Homophobie und erlebte Diskriminierungen

oder deren Erwartung stellen besondere Anforderungen an die Einzelne. All das kann sich auch auf lesbische Partnerschaften auswirken, wie nun erörtert werden soll.

## **9.2 Spezifika lesbischer Partnerschaften**

So wie sich einige Besonderheiten in der lesbischen Identität und deren Entwicklung ausmachen lassen, gibt es auch besondere Umstände, unter denen lesbische Beziehungen zu führen sind. Auch hier geht es nur um die Darstellung von möglichen Merkmalen und besonderen Umständen lesbischer Beziehungen und nicht um eine Festschreibung in der Besonderheit (Knapp, 2010, S. 94). Ein Leugnen von Unterschieden würde Besonderheiten der lesbischen Identitätsfindung und Auswirkungen von Diskriminierungen unverstanden lassen (ebd., S. 98). Spezifika lesbischer Beziehungen können auf zwei Ursachen zurückgeführt werden: auf die Lebenslage lesbischer Frauen in der Gesellschaft und auf die Tatsache, dass das Paar aus zwei als Frauen sozialisierten Menschen besteht (Falco 1993, zit. n. Frossard, 2002b; Mößbauer, 2006). Falco nannte damals insgesamt vier Merkmale, die von Frossard ergänzt wurden, während Mößbauer hier teilweise andere anführte. Diese Sichtweisen werden im Folgenden zusammengefasst und integriert:

### **9.2.1 Internalisierte Homophobie**

Wie oben bereits ausgeführt, stellen sich für lesbische Frauen im Rahmen ihrer Identitätsbildung und während des Coming Outs eine Vielzahl von Anforderungen. Eine positive Identifikation mit der eigenen Lebensweise kann eine Ressource darstellen, während internalisierte Homophobie dagegen sehr zerstörend wirkt (Mößbauer, 2006, S. 27) und beispielsweise zur Selbstabwertung oder Abwertung der Partnerin führen kann. Durch die Verinnerlichung negativer Selbstbilder kann leicht ein Teufelskreis entstehen. So gehen lesbische Frauen in der Regel davon aus, dass sie selbstverständlich eine funktionierende Beziehung führen können. Wenn dies scheitert, machen sie es sich selbst und der Partnerin zum Vorwurf. Dies kann wiederum als Beleg für die Richtigkeit des Klischees „Lesben sind beziehungsunfähig“ erlebt werden (Edinger, 2006, S. 16). Denkt man hier an eventuelle Paargewalt, zeigt sich, wie verkomplizierend sich internalisierte Homophobie auswirken kann. So würde das Opfer mit einer Trennung evtl. Klischees bestätigen, etwa dass lesbische Beziehungen eben nicht stabil und von Dauer sein könnten. Eine Täterin könnte ihre Enttäuschung in Form von Aggressionen gegen die Partnerin richten, eben weil die Beziehung „nicht klappt“.

### **9.2.2 Mangelnde Unterstützung als Paar**

Es kann sich schädigend auf das Selbsterleben des Paares auswirken, dass es oft nicht als solches wahrgenommen wird, sondern eher als gute Freundinnen. Außerdem fehlen gesellschaftliche Orientierungseinheiten, die das Gefühl allgemeiner Anerkennung geben und beziehungsstärkend wirken können; hier kann das Lebenspartnerschaftsgesetz nur einen Teil erfüllen. Außerdem ist die Herkunftsfamilie häufig ein großes problembehaftetes Thema (Mößbauer, 2006, S. 28). So wird die Partnerin evtl. nicht zu wichtigen familiären Anlässen eingeladen, bei denen ein heterosexueller Partner selbstverständlich wäre. Diese Geringschätzung der Beziehung kann sich auf die Partnerschaft auswirken, indem ihr etwa die ihr zustehende Wichtigkeit ebenfalls verweigert oder sie im Gegenteil überbewertet wird (Falco 1993 zit. n. Frossard, 2002b, S. 148). Tritt Gewalt in der Beziehung auf, kann also die Hemmschwelle mit der Familie oder mit Freunden darüber zu sprechen sehr groß sein. Gerade wenn das nahe soziale Umfeld die Beziehung missbilligt oder die Partnerschaft hier verheimlicht wurde.

### **9.2.3 Verschmelzung**

Eng verbunden mit der mangelnden Unterstützung im sozialen Umfeld ist die Verschmelzung beider Partnerinnen. Eine enge Bindung eingehen zu können, ist per se nicht pathologisch, sondern stellt eine Fähigkeit dar. Doch in unserer Gesellschaft wird Autonomie oft mit Reife gleichgesetzt und häufig überbewertet. Lesben, die eben diese Fähigkeit zu sehr nahen Partnerschaften besitzen, können hier in einen Konflikt geraten, da eben diese Fähigkeit abgewertet wird. Die gesellschaftlichen Faktoren können auf Verschmelzung hinwirken, besonders wenn die Beziehung vom sozialen Umfeld nicht wertgeschätzt wird, auf offene Ablehnung trifft oder Ängste davor bestehen, diese überhaupt zu offenbaren. In diesen Fällen kann der Rückzug der Partnerin eine Alternative sein. Auch die Enge und Verstrickung im geschlossenen System der lesbischen Szene kann Verschmelzung fördern (Falco, 1993 zit. n. Frossard 2002b). Gerade diese Kombination kann es bei Gewalt in der Beziehung für die Betroffene sehr erschweren, aus dem gewalttätigen Gefüge auszubrechen und überhaupt wahrzunehmen, dass in dieser sehr engen und nahen Partnerschaft Gewalt erlebt wurde.

#### **9.2.4 Auswirkungen der weiblichen Sozialisation**

Falco (1993 zit. n. Frossard 2002b, S. 144f.) sprach davon, dass Frauen durch die weibliche Sozialisation dazu neigen, im Konfliktfall eher die Bedürfnisse der anderen im Blick zu haben und die eigenen zu wenig wahrnehmen und umsetzen zu können. Da diese Aussage über 20 Jahre alt ist, muss sie erheblich relativiert werden. Die Zuschreibung, jede Frau würde nur auf die Bedürfnisse anderer, aber nicht auf die eigenen achten, entspringt dem Geschlechterstereotyp der emotionalen, sensiblen und friedfertigen Frau. Gerade im Hinblick auf Gewalt in lesbischen Beziehungen würde dies demnach implizieren, dass eine Frau keine Täterin sein könne. Auf manche Frauen mag dies durchaus zutreffen, doch in dieser Absolutheit, wie es Falco formulierte, kann dies nicht akzeptiert werden. Ebenso ist Mößbauer (2006, S. 28) der Meinung, dass die weibliche Sozialisation auch ein Stück weit durchbrochen werden muss, um überhaupt eine lesbische Beziehung leben zu können. Sie spricht allerdings auch davon, dass Frauen oft dazu neigen, ihren Selbstwert über soziale Beziehungen zu definieren.

#### **9.2.5 Lesbische Ideale und Trennungsvermeidung**

Lesbische Frauen scheinen großen Wert auf egalitäre Rollen- und Machtverteilung zu legen, weshalb Themen wie Überlegenheit und Macht in lesbischen Paarbeziehungen eher tabuisiert sind und Kämpfe um solche Themen nicht als solche identifiziert werden. Machtunterschiede können von beiden bewusst ausgeklammert werden, so dass ein unsichtbarer Kampf stattfindet oder mit allen Mitteln versucht wird, dass sich dieses Machtgefälle zeigt (Frossard, 2002b, S. 145). Dazu kommt die Tendenz zur Trennungsvermeidung, da das Vorurteil nicht bestätigt werden soll, wonach lesbische Beziehungen nicht von langer Dauer sein können und dazu auch Angst herrscht, keine neue Partnerin zu finden, was statistisch betrachtet durchaus berechtigt ist. Besonders schwierig stellt sich das für versteckt lebende Paare dar, aber auch andere müssen damit rechnen, dass sie nach einer Trennung nicht die Unterstützung und Anteilnahme erhalten, wie sie heterosexuelle Menschen finden, wenn sie frisch getrennt sind. Da diese Aussichten alles andere als förderlich sind, kann innerhalb der Beziehung eine destruktive Dynamik entstehen. Andererseits ist es auch möglich, dass sich die Partnerinnen trennen, doch weiterhin so eng miteinander verbunden bleiben, dass eine neue Partnerschaft nicht möglich ist (Frossard, 2002b, S. 148). Auch hier wird in Bezug zu Gewalt wieder deutlich, welche Bedeutung das Eingeständnis, Gewalt erfahren zu haben, auf die lesbische Identität haben könnte.

### **9.2.6 Lesbische Szene und Frauenfreundschaften**

Viele (aber bei weitem nicht alle) lesbische Frauen pflegen auch Kontakte zur lesbischen Community, da sie dort einmal nicht Außenseiterin sind und Anerkennung sowie Unterstützung auch als Paar erhalten (Mößbauer, 2006, S. 28). In einer lesbischen Beziehung haben Freundschaften zu weiblichen Personen eine andere Qualität als in heterosexuellen Partnerschaften. Diese Kontakte sind sehr wichtig, können aber auch als Bedrohung empfunden werden. Genauso belastend können sich oft intensiv gepflegte Freundschaften zu Exfreundinnen auswirken. Denn während bei heterosexuellen Beziehungen nach einer Trennung eher ein totaler Kontaktabbruch üblich ist, pflegen Lesben nach einer Trennung oft wieder freundschaftlichen Kontakt. Dies ist einerseits eine Fähigkeit, kann aber andererseits auch blockierend hinsichtlich des Aufbaus einer neuen Beziehung wirken (Frossard, 2002b, S. 147f.).

### **9.2.7 Unterschiedliche Offenheit in Bezug auf die lesbische Lebensweise**

Wie offen eine lesbische Frau mit ihrer lesbischen Lebensweise umgeht, wird von bereits erlebter oder antizipierter Diskriminierung oder Gewalt beeinflusst. Das Paar muss immer wieder neu entscheiden, ob es sich als Paar zu erkennen gibt und wie offen es lebt. Ob nun offen oder versteckt lebend - beides hat jeweils seinen eigenen Druck (Mößbauer, 2006, S. 28). Wenn die Partnerinnen mit der Beziehung jedoch unterschiedlich offen umgehen, können dadurch massive Partnerschaftskonflikte auftreten. So könnte sich eine Partnerin vom Austausch von Zärtlichkeiten auf der Straße und der Offenheit ihrer Freundin bedroht oder bedrängt fühlen, während sich die andere zurückgewiesen oder eingeengt fühlt und an der Ernsthaftigkeit der Beziehung zweifelt (Frossard, 2002b, S. 147). Auch hier spielt die Herkunftsfamilie eine große Rolle, etwa wenn ein gespanntes oder auch gar kein Verhältnis zu den Eltern besteht, was beide Partnerinnen belasten kann. So leidet eine unter dem Schmerz des Verlustes der Eltern und die zweite fühlt sich mitschuldig (ebd.).

Diese Besonderheiten sollten Fachkräften bekannt sein, gerade wenn es um die Arbeit mit lesbischen Gewaltopfern geht. Es sollten daraus jedoch keine Rückschlüsse darauf gezogen werden, dass lesbische Beziehungen nicht so gut funktionieren würden, denn nicht jedes Problem hat mit der Gleichgeschlechtlichkeit des Paares zu tun, aber jedes Problem wirkt im Zusammenhang damit und kann dadurch verschärft werden (Mößbauer, 2006, S. 27). Insbesondere bei Gewalt in Liebesbeziehungen stellen diese Merkmale oft besondere Hürden dar,

worauf später noch eingegangen wird. Nun soll jedoch erläutert werden, was unter Gewalt in der Partnerschaft zu verstehen ist und welche Daten über Gewalt in lesbischen Partnerschaften vorliegen.

## **10. Gewalt in lesbischen Partnerschaften**

Gloor und Meier (2010, S. 19) differenzieren folgende Formen von Gewalt in der Partnerschaft:

- physische Gewalt, z. B. Schläge, Tritte, Verletzungen mit Gegenständen
- psychische und emotionale Gewalt, z. B. Demütigungen, Beschimpfungen, Erniedrigungen, Ausüben von Macht und Kontrolle, absichtliche Beschädigung von Sachen, Benutzen von Kindern oder Haustieren als Druckmittel, Manipulationen, Einschüchterungen, Drohungen, die Partnerin oder sich selbst zu töten (Ristock, 2005, S. 4)
- sexuelle/sexualisierte Gewalt, z. B. Zwang zu sexuellen Handlungen, Vergewaltigung
- soziale Gewalt, z. B. Verbot von Kontakten, soziale Isolation, Einsperren
- ökonomische Gewalt, z. B. Entzug von Geld, Verbot oder Zwang zu arbeiten

Zusätzlich zu diesen Formen spricht die Wiener Antidiskriminierungsstelle (WADS, o.J., S. 3f.) von heterosexistischer Kontrolle und Abwertung, wenn eine Partnerin der anderen damit droht, sie zu outen oder sie damit abwertet, keine richtige Frau oder keine richtige Lesbe zu sein oder zu lesbisch oder zu maskulin auszusehen. Selbst wenn die Betroffene in Familie und Freundeskreis geoutet ist, kann es lesbenfeindliche Bereiche geben, in denen ein Zwangsoouting ernsthafte Konsequenzen haben könnte, beispielsweise am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft (NRCDV, 2007, S. 2).

Vor allem psychische und emotionale Gewalt werden oft nicht als solche erkannt oder benannt, sondern bagatellisiert als „normaler Streit“ (WADS, o.J., S. 7). Es erscheint ebenfalls wichtig anzumerken, dass es auch in lesbischen Beziehungen zu sexueller Gewalt kommen kann. Hier gestaltet es sich für lesbische Opfer äußerst schwierig, darüber zu sprechen, da ihre Sexualität teilweise noch als abnormal oder pervers gilt und es sich hierbei um ein sehr mit Scham besetztes Thema handelt (Burk, 1999, S. 2).

## 10.1 Datenlage

In Deutschland liegen keine repräsentativen Studien zur Verbreitung von Gewalt in lesbischen Beziehungen vor und auch international zeigt sich die Datenlage eher dünn. Bestehende Studien sollten mit einer gewissen Skepsis betrachtet werden, da zum Teil nicht genau bekannt ist, wie diese Zahlen zustande gekommen sind und allgemein Schwierigkeiten bestehen, einen Forschungszugriff auf lesbische Frauen zu erhalten, da beispielsweise nur diejenigen befragt werden können, die offiziell zu ihrer Lebensform stehen (Hark, 2013). Die wenigen vorhandenen Daten legen nahe, dass etwa 20-30 % im Laufe ihres Lebens von Gewalt durch die Partnerin betroffen sind, was in etwa dem Ausmaß in heterosexuellen Beziehungen entspricht (Kavemann, 2009, S. 49, vgl. zu heterosexuellen Beziehungen BMFSFJ, 2004).

Ohms (2006) untersuchte Gewalt gegen Lesben und häusliche Gewalt in lesbischen Zusammenhängen, wofür sieben Lesbenberatungsstellen sowie ein Lesbentelefon zwischen 2002 und 2004 insgesamt 200 Fragebögen zu Einzelfällen bereitstellten. Von den 200 ausgewerteten Fällen bezogen sich 100 auf häusliche Gewalt. Diese ging in 38 Fällen von der aktuellen Partnerin und in 28 Fällen von der Ex-Partnerin aus. In 14 Fällen handelte es sich um den Ex-Ehemann und in 20 Fällen um die Herkunftsfamilie (ebd., S. 45). Handelte es sich um die aktuelle Partnerin, wurde überwiegend physische Gewalt ausgeübt, die mit Stalking, psychischer oder sexualisierter Gewalt verknüpft war (ebd., S. 48). Fast alle Übergriffe fanden dabei in der eigenen oder gemeinsamen Wohnung statt, nur einer im öffentlichen Raum und einer innerhalb der Community. Keine der Betroffenen nahm medizinische Versorgung in Anspruch und nur in einem Fall erfolgten zivilrechtliche Schritte. Unterstützung wurde neben der Lesbenberatungsstelle vor allem im Freundeskreis gesucht: ein Drittel der Opfer floh zu FreundInnen und suchte dort vorübergehend Unterschlupf (ebd., S. 52). War die Ex-Partnerin Täterin, so traten vor allem Stalking-Aktivitäten auf, oft gemeinsam mit physischer und psychischer Gewalt, wie etwa Suizid-Drohungen (ebd., S. 53f.).

Eine ebenfalls nicht repräsentative britische Studie (Donovan, Hester, Holmes & McCarry 2006) befragte 746 Menschen (darunter 451 Frauen, davon wiederum 314 Lesben) zu häuslicher Gewalt. Insgesamt gaben 38,4 % aller Befragten und 40,1 % aller befragten Frauen an, häusliche Gewalt erfahren zu haben. Diese Studie war nicht randomisiert und zeigt sich daher nicht repräsentativ für die gleichgeschlechtliche Community, doch sie zeigt, dass häusliche Gewalt für eine große Anzahl gleichgeschlechtlich empfindender Menschen ein Thema ist. Wie auch in heterosexuellen Beziehungen zeigt es sich für die Opfer oft schwierig, das

Erlebte als Gewalt zu erkennen oder zu bezeichnen; gerade bei psychischer Gewalt oder Kontrollverhalten (ebd., S. 7). Insgesamt 77,8 % aller Befragten gaben an, von emotionaler Gewalt betroffen gewesen zu sein, 40,1 % von physischer und 40,5 % von sexueller (Tabelle 1).

Tabelle 1: Erfahrung gewalttätigen Verhaltens (Donovan u.a., 2006, S. 8)

Type of abuse	Time period	All respondents	Respondents self-defined as domestically abused
Emotional	Last 12 months	54,3%	59,8%
	Ever	77,8%	93,6%
Physical	Last 12 months	17,6%	30,8%
	Ever	40,1%	74,1%
Sexual	Last 12 months	21,3%	25,6%
	Ever	40,5%	59,4%

Von der befragten Gruppe suchten 60,4 % der Frauen Hilfe bei Freunden, 33,7 % in Beratung oder Therapie und 24,3 % bei Verwandten usw. (ebd., S. 11). Die Population wurde auch danach gefragt, ob sie Unterschiede zwischen der Gewalt in heterosexuellen und der Gewalt in gleichgeschlechtlichen Beziehungen sehen würden. Hier gingen 69 % davon aus, dass es keinen Unterschied geben würde. Von den Befragten, die der Meinung waren, dass Unterschiede existieren, wurden zur Verdeutlichung unter anderem genannt: Gewalt in gleichgeschlechtlichen Beziehungen wäre versteckter, würde weniger oft erkannt, wäre tabuisierter und Hilfs-einrichtungen wie für Heterosexuelle würden fehlen (ebd., S. 12).

Bei einer zwischen Januar und April 2010 durchgeführten Online-Befragung wurden 209 lesbische Frauen aus Deutschland über Gewalt in lesbischen Beziehungen befragt (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 4). Davon konnten sich 63,6 % vorstellen, dass es gewalttätige Paare in der lesbischen Subkultur gäbe, 37,3 % kannten mindestens ein solches Paar und 52,6 % waren der Ansicht, dass Gewalt in lesbischen Beziehungen kaum innerhalb der Community thematisiert werden würde. Mehr als 60 % wüssten nicht, wohin sie sich wenden könnten, wenn sie Gewalt in ihrer Partnerschaft erleben würden. Nur 49,3 % glaubten, dass dies ein wichtiges Thema in der Subkultur sein sollte. Die Autorinnen vermuten, dass Gewalt unter lesbischen Paaren also als privates Problem gesehen wird. Da die Befragten nicht wissen, wo sie Hilfe bekommen könnten und allgemeines Wissen über Gewalt fehlt, erscheint es hier wichtig, Informationen und Wissen zu vermitteln (ebd., S. 6f.).

In den USA wurden im Jahr 2010 per Telefonumfrage 16.507 Menschen über 18 Jahren zu Gewalterfahrungen befragt, davon 9.085 Frauen und 7.421 Männer (Walters, Chen & Breiding, 2013). Die Lebenszeitprävalenz von Gewalt in der Partnerschaft lag hier bei lesbischen Frauen bei 43,8 %, bei bisexuellen Frauen bei 61,1 %. Im Vergleich dazu lag die Rate bei

bisexuellen Männern bei 37,8 %, bei heterosexuellen Frauen bei 35 %, bei heterosexuellen Männern bei 29 % und bei schwulen Männern bei 26 %. Ernsthafte körperliche Gewalt erfahren 29,4 % der lesbischen Frauen in einer intimen Beziehung zu einer Frau (ebd., S. 2) und die Lebenszeitprävalenz psychischer Gewalt lag bei lesbischen Beziehungen bei 63 % (ebd., S. 25). Die Rate lag nur bei bisexuellen Frauen höher (76,2 %).

Gewalt in lesbischen Partnerschaften scheint also sowohl in Deutschland, als auch in Großbritannien und den USA ein ernst zu nehmendes Problem darzustellen. Die Studien sollten zwar mit einer gewissen Vorsicht betrachtet werden, da beispielsweise zum Teil unterschiedliche Definitionen von Paargewalt zugrunde gelegt wurden und nur die selbst berichtete Gewalt erfasst werden konnte und nicht die tatsächliche Prävalenz. Doch trotzdem steht fest, dass Gewalt in lesbischen Beziehungen existiert, auch wenn das wahre Ausmaß unbekannt ist (Ristock, 2005, S. 6). Gewalt kann in jeder Beziehungslänge und Lebenssituation auftreten und ist auch unabhängig von Genderidentität (Butch vs. Femme) oder sexueller Identität. Dass Frauen weniger Gewalt ausüben würden, wird nur fälschlicherweise aufgrund der Geschlechterstereotypen angenommen. Oft wird auch davon ausgegangen, Frauen wären eher oder ausschließlich emotional gewalttätig, doch auch sie können schlagen, vergewaltigen oder töten (TNLR, o.J., S. 1). Bei Gewalt in lesbischen Beziehungen ist es daher eine besondere Herausforderung, festzustellen, wer Täterin und wer Opfer ist. Denn das Opfer könnte denken, sie wäre die Täterin oder die Täterin könnte so tun, als wäre sie das Opfer (ebd., S. 3). Hier kann Wissen über verschiedene Gewaltdynamiken hilfreich sein, wofür nun das von Ohms entwickelte Konzept näher betrachtet werden soll.

## **10.2 Gewaltdynamiken in lesbischen Partnerschaften**

Der Begriff der Gewalt im Geschlechterverhältnis stößt bei der Erklärung von Gewalt in lesbischen Beziehungen an seine Grenzen, da damit ursprünglich gemeint war, dass Männer ein gesellschaftlich gesichertes Vorrecht daran hätten, sich Frauen gegenüber gewalttätig zu verhalten. Ohms (2008a, S. 158ff.) spricht hier von einer Normverlängerung bei Lesben, das bedeutet, die Täterin fühlt sich so lange dazu berechtigt, Gewalt gegen ihre Partnerin auszuüben, so lange dies nicht in der Subkultur thematisiert und sanktioniert wird. Grundlage gewalttätiger Dynamiken ist auch hier die Schaffung von Hierarchien, d. h. die Konstruktion von Ungleichheit in der Partnerschaft, die dazu eine Wertung erhält. Gesellschaftlich angebotene Hierarchieebenen wären beispielsweise Geschlecht, Bildung, Herkunft, Ethnie, Einkommen usw. Lesbische Frauen können hier nicht auf die Ebene des Geschlechterverhältnisses

zurückgreifen und nutzen daher andere Ebenen der Ungleichheit. Stehen diese ebenfalls nicht zur Verfügung, etwa wenn beide die gleiche Herkunft, die gleiche Bildung usw. besitzen, wird auf beziehungsinterne Möglichkeiten der Hierarchisierung zurückgegriffen, zum Beispiel den unterschiedlichen Umgang mit erlebtem sexuellem Missbrauch (Ohms, 2008a, S. 161; Ohms, 2008b, S. 14).

Ohms (2008a) entwickelte eine Typologie der Gewaltdynamiken in lesbischen Partnerschaften auf Grundlage von 20 Interviews mit lesbischen Frauen, die Gewalt in der Partnerschaft erlebt bzw. ausgeübt hatten. Demnach unterscheidet sie zwei Kategorien von Gewaltdynamiken: den mono-direktionalen und den bi-direktionalen Gewaltverlauf mit je zwei Unterkategorien. Bei mono-direktionalen Verläufen zeigt sich die Gewalt einseitig motiviert und Täterin und Opfer lassen sich eindeutig identifizieren. Bei bi-direktionalen Dynamiken kann nicht mehr eindeutig zwischen Täterin und Opfer differenziert werden, da beide an der Aufrechterhaltung der gewalttätigen Beziehungsstrukturen beteiligt sind und Gewalt, Zwang sowie kontrollierendes Verhalten einsetzen (Ohms, 2008b, S. 9f.). Die beiden Hauptkategorien unterscheiden sich ansonsten vor allem durch das Merkmal der Angst: Während das Opfer bei mono-direktionalen Gewaltverläufen in ständiger Angst vor ihrer Partnerin lebt und bemüht ist, weiteren Übergriffen zu entgehen, zeigen bei der bi-direktionalen Kategorie beide Frauen keine dauerhafte Angst vor der Partnerin. Hier kann Angst zwar in bestimmten Situationen auftreten, doch ist sie nicht prägend für die Partnerschaft wie bei mono-direktionalen Verläufen (Ohms, 2008a, S. 150; Ohms, 2008b, S. 9). Nun sollen diese beiden Oberkategorien mit ihren jeweiligen Unterkategorien genauer beschrieben werden.

### **10.2.1 Mono-direktionaler Gewaltverlauf**

Innerhalb dieser Dynamik unterscheidet Ohms die beiden Unterkategorien „Misshandlungsbeziehung“ und „affektakzentuierte Gewaltdynamik“. Erstere ist charakterisiert durch einen wiederholten zyklischen Ablauf der Gewalt, in dem sich immer wieder Spannungen aufbauen, bis es schließlich zu einem Übergriff, oft physischer Art, kommt. Danach ist das Paar sehr um Versöhnung bemüht und schließlich verzeiht das Opfer der Täterin. Im Anschluss bauen sich wieder Spannungen auf, bis es erneut zum Übergriff kommt usw. (vgl. dazu auch Cycle of Violence nach L. Walker, z. B. in Schmid 2010). Diese Dynamik ist geprägt von Herrschaft und Kontrolle, wobei Herrschaft meint, dass eine Partnerin dauerhafte bedingungslose Folgsamkeit und Gehorsam erwartet. Beziehungen dieser Kategorie erstrecken sich oft über einen längeren Zeitraum, in dem die Schwere der Gewalt immer weiter zunimmt und sich entgrenzt.

Das Opfer setzt sich selten zur Wehr und verbleibt lange in der Paarbeziehung. Da das Opfer der Täterin immer wieder verzeiht, erfährt die Täterin keine negativen Konsequenzen und hat den Eindruck, zumindest kurzfristig erfolgreich mit der Gewaltausübung gewesen zu sein (Ohms, 2008a, S. 140).

Die zweite Unterkategorie der affektakzentuierten Beziehungsdynamik zeigt dagegen einen willkürlichen Verlauf, in dem physische Gewalt sporadisch und beliebig auftritt oder durch psychische Gewaltausübung ersetzt wird. Sie ist eher von Kontrolle und Macht bestimmt als von Herrschaft und meist von kürzerer Dauer als die Misshandlungsbeziehung, da sich das Opfer schneller aus der Partnerschaft löst. Durch den Rückzug der Partnerin erfährt die Täterin eine negative Konsequenz, was zum Strategiewechsel führen kann, beispielsweise zum Wechsel zu psychischer oder emotionaler Gewalt. Meist wird dies vom Opfer als ebenso gewalttätig empfunden und wenn es sich auch dem wieder entzieht, kann sich keine fortdauernde Gewaltdynamik aufbauen. Hier vermutet Ohms (2008a, S. 140f.), dass das Verhalten des Opfers darüber entscheidet, ob sich eine Misshandlungsbeziehung etablieren kann oder nicht. Ein einmaliger Vorfall kann derart angstauslösend wirken, dass danach jeder Ausdruck von Aggression als Androhung von Gewalt empfunden wird (Ohms, 2008b, S. 10).

### **10.2.2 Bi-direktionaler Gewaltverlauf**

Die Dynamik des bi-direktionalen Gewaltverlaufs unterteilt Ohms in „Fürsorge/Macht- bzw. Helfer-Kollusionen“ und „traumatisierte Partnerschaften“. In Helfer-Kollusionen zeigt sich eine progressive (fürsorgliche) und eine regressive (bedürftige) Position, d. h. eine Partnerin sucht eine andere Partnerin, die unbegrenzt spendet, betreut und pflegt. Die progressive Partnerin dagegen möchte helfen und unterstützen und erwartet dafür Dankbarkeit, aber auch die Bestätigung, für eine andere Person wichtig zu sein. Bei negativer Beziehungsentwicklung ist eine Veränderung der Positionen nicht mehr möglich und wird evtl. mit Zwang und/oder Gewalt aufrechterhalten. Beide Frauen sehen sich in der jeweiligen Position verwirklicht und zeigen daher Interesse an der Aufrechterhaltung dieser Dynamik. Zu Gewalt kommt es dann, wenn eine der beiden dieses Beziehungsgefüge gefährdet sieht oder aufbrechen möchte. Beide Partnerinnen haben keine Angst voreinander und betrachten ihr Handeln und das ihrer Partnerin je aus der progressiven oder regressiven Position heraus. Da durch die Verwobenheit der Bedürftigkeiten hier eine starke Abhängigkeit vorliegt, kann es sich nach einer Trennung für beide sehr schwierig gestalten, loszulassen. Dies kann wiederum zu nachpartnerschaftlichen Übergriffen wie zum Beispiel Stalking führen (Ohms, 2008a, S. 141f.; Ohms, 2008b, S. 10).

In traumatisierten Partnerschaften werden lebensgeschichtliche Gewalttraumata (wie z. B. sexueller Missbrauch) in der Beziehung wiederbelebt, wobei eine Partnerin dabei die Position des Opfers und die andere die Position der Täterin einnimmt. Diese Positionen ergeben sich aus dem individuellen Umgang mit dem erlebten Gewalttrauma. Das Opfer kann in der Rolle des Opfers bleiben oder die Sicht des Täters/der Täterin übernehmen und selbst zur Täterin werden. In dieser Konstellation erlangt das Opfer in Abgrenzung zur Partnerin die verloren gegangene Kontrolle und Macht zurück, während die Täterin diese über den Perspektivenwechsel wiedergewinnt. Diese komplementären Positionen sind nicht auf ein bestimmtes Setting (z. B. Sexualität) beschränkt, sondern gestalten die Beziehungsdynamik (Ohms, 2008a, S. 141f.). Das Opfer spiegelt hier der Täterin ihr eigenes Opfersein wider, wofür diese abgrundtiefe Verachtung spürt. Diese Verachtung, die die Täterin letztlich gegen sich selbst hegt, wird in dieser Konstellation gegen die Partnerin gelenkt. Das Opfer erlebt dagegen eine erneute Opferwerdung, die ihr lebensgeschichtlich vertraut ist und aus der sie sich nicht herausgelöst hat (Ohms, 2008b, S. 10f.). Beide versuchen also auf ihrem Weg, den in der gewalttätigen Situation erlebten Kontrollverlust zu überwinden (Ohms, 2008a, S. 151f.).

Während die anderen Gewaltdynamiken, abgesehen von den Unterschieden, auch in heterosexuellen Beziehungen auftreten können, ist in der Literatur nirgends die Rede von traumatisierten gegengeschlechtlichen Partnerschaften. Ohms (2008a, S. 151f.) vermutet, dass dies daran liegen könnte, dass Frauen häufiger sexualisierter Gewalt ausgesetzt sind als Männer und in einer lesbischen Partnerschaft nun die Wahrscheinlichkeit steigt, dass zwei traumatisierte Frauen aufeinander treffen, deren Umgang mit dem Trauma komplementär ist. Da es keinen Zwang zur Einnahme der beiden Rollen gibt, kann vermutet werden, dass beide über die jeweils gewählte Position ihren Selbstwert stabilisieren und so einen Weg finden, mit ihrem Trauma umzugehen (ebd.).

Bei den mono-direktionalen Mustern ist das Opfer nicht unbedingt passiv und paralysiert, sondern es gestaltet mit seinem Verhalten mit und bleibt etwa wegen eigener Verstrickungen in der Partnerschaft oder hält die Gewaltdynamik aufrecht, da das Opfersein für sie auch positive Werte vermittelt (Ohms, 2008a, S. 150). Bi-direktionale Muster sind durch eine starke Verwobenheit beider Partnerinnen charakterisiert und oft wird eine solche Beziehung auch nach einer formalen Trennung noch fortgeführt und beispielsweise eine Paartherapie mit dem Ziel begonnen, eine Freundschaft pflegen zu wollen (Ohms, 2008b). Bei den von Ohms untersuchten Partnerschaften zeigten sich nur wenige mono-direktionale, sondern mehr bi-direktionale Dynamiken, die oft Merkmale beider Subkategorien aufwiesen. Es kann sowohl

ein Wechsel zwischen den Unterkategorien erfolgen, als auch von bi- zu mono-direktional (Ohms, 2008a, S. 156f.). Dabei sollte aber beachtet werden, dass hier nur eine kleine Anzahl lesbischer Frauen befragt wurden und es ist fraglich, ob dies das ganze Spektrum abbilden kann.

### **10.3 Besondere Hürden für lesbische Opfer**

Nun soll gezeigt werden, wo Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Gewaltbeziehungen liegen und wie diese es für lesbische Opfer erschweren können, sich zu offenbaren und Unterstützung zu suchen. Wie oben bereits ausgeführt, weisen lesbische Identitäten und lesbische Beziehungen einige Besonderheiten auf, die sich im Kontext von Gewalt in der Partnerschaft verkomplizierend auswirken können.

Ohms (2008b, S. 8) betrachtete Einflussfaktoren auf Gewalt in lesbischen Beziehungen auf drei Ebenen:

- gesellschaftliche Ebene: Ablehnung Homosexueller, Benachteiligung als Frau, Zugehörigkeit zu verschiedenen marginalisierten Gruppen (z. B. Migration), fehlende spezifische Interventionsnetzwerke
- subkulturelle Ebene: Tabuisierung von Gewalt in lesbischen Beziehungen, fehlende Community Response, fehlende Präventionsarbeit
- individuelle Ebene: Persönlichkeitsmerkmale, Interaktionsmuster in der Partnerschaft, Erwartungen, Hoffnungen

Hier kann von einem trilateralen Spannungsverhältnis zwischen Gesellschaft, Subkultur und Individuum bzw. Beziehungsinteraktion gesprochen werden. Eine lesbische Migrantin stünde beispielsweise in einem vierfachen Spannungsverhältnis, da hier die Herkunftskultur dazukäme (Ohms, 2008b, S. 14f.).

Gesellschaftliche Einflüsse wie etwa Homophobie wirken dabei auf die subkulturelle Ebene, indem sich dort eigene Werte in Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft entwickelten. Dies wirkt wiederum auf die einzelnen Individuen und die lesbischen Partnerschaften ein, da diese durch Gesellschaft und Subkultur geprägt werden. Nun werden Besonderheiten lesbischer Gewaltbeziehungen herausgearbeitet und geklärt, was es für lesbische Opfer so schwierig machen kann, sich aus der gewalttätigen Beziehung zu lösen und Unterstützung zu suchen. In Kapitel 5 wurden die gesellschaftlichen Hintergründe bereits dargestellt. Demnach leben Lesben in einer heterosexistischen, sexistischen und mehr oder minder homophoben Gesellschaft

und es fehlen spezialisierte Angebote sowie Einrichtungen für Frauen, die Gewalt in lesbischen Partnerschaften erfahren haben. Dies unterscheidet sich grundlegend von der Situation, in der sich ein heterosexueller Mann, ein schwuler Mann oder eine heterosexuelle Frau befindet, der oder die Gewalt in der Beziehung erfährt. Die Zugehörigkeit zu verschiedenen marginalisierten Gruppen ist natürlich unabhängig von der sexuellen Identität, doch zeigt sich die Situation für eine lesbische Migrantin oder eine lesbische Frau mit Behinderung sicher noch einmal schwieriger, da sie eine Minderheit in der Minderheit darstellt (Ohms, 2008b, S. 11f.).

Neben den gesellschaftlichen Einflüssen unterscheiden sich auch die subkulturellen Einflüsse, da viele lesbische Frauen Kontakte zur Szene pflegen. Gewalt wird dort tabuisiert oder verleugnet und es gibt weder Prävention, noch Sanktionen gegen die Täterinnen. Da gleichgeschlechtlich empfindende Menschen in der Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt wurden, hat sich in Abgrenzung dazu die lesbische Community entwickelt, die vor allem auch eine Schutzfunktion erfüllt. Gerade die gesellschaftliche Abwertung trägt wiederum dazu bei, dass Gewalt nur sehr selten oder gar nicht zum Thema gemacht wird. Daraus ergibt sich die Sanktionsschwäche und eine große Hilflosigkeit im Umgang mit Täterin und Opfer; was natürlich auch große Auswirkungen auf die Situation des Opfers hat (Ohms, 2008b, S. 8f.). Der Umstand, dass Gewalt in lesbischen Partnerschaften in der Subkultur ein so großes Tabu darstellt, lässt sich mit der Funktion als Schutzraum erklären. Die Tabuisierung könnte hier als Ausdruck einer Antizipation von Gewalt gesehen werden, d. h. Gewalt wird tabuisiert, um bereits bestehende Vorurteile gegenüber Lesben nicht noch weiter zu verstärken und keine zusätzlichen Vorurteile zu evozieren, die weitere Diskriminierung legitimieren würden. Aus diesem Grund wird Gewalt als normaler Beziehungskonflikt bagatellisiert und privatisiert. Die Funktion der Community als Schutzraum erscheint in diesem Punkt mehr als fraglich (ebd., S. 12; Ohms, 2006, S. 44f.). Gewalt einzugestehen, würde die lesbische Utopie der gewaltfreien und egalitären lesbischen Beziehung, die „heile homosexuelle Welt“ bedrohen und damit lesbische Beziehungen entidealisieren (Girshick, 2004, S. 2; Ohms, 2008b, S. 44f.). Diese Umstände bestärken die Täterin in ihrem Handeln, was dem Mechanismus der Normverlängerung bei männlichen heterosexuellen Tätern ähnelt. Diese sehen sich in ihrem Tun so lange bestätigt, wie Gewalt und Aggression Bestandteil des gesellschaftlich dominierenden Männlichkeitsbildes sind. Bei Lesben ist es das Fehlen eines gemeinschaftlich subkulturellen Wertes hinsichtlich des Rechts auf eine gewaltfreie Beziehung (Ohms, 2008b, S. 12).

Weiterhin präsentiert die Subkultur sehr positive Bilder lesbischer Beziehungen mit Spaß und Aufregung; hier scheint Gewalt nicht ins Bild zu passen. Lesbische Medien berichten kaum über das Thema, so dass das Problem gar nicht zu existieren scheint. Falls eingestanden wird, dass das Problem vorhanden ist, wird es auf spezifische Gruppen verlagert, indem etwa behauptet wird, nur Lesben aus ländlichen Gebieten oder mit niedrigerem Bildungsstand wären betroffen (Gold, Fisher & Ohms, 2010, S. 7f.). Verbreitete Mythen wie „eine muss eben dominant sein“ (Mythos, dass lesbische Beziehungen gezwungenermaßen dem heterosexuellen Rollenmodell folgen) tragen zur Normalisierung häuslicher Gewalt bei. Das Gewaltverhalten erscheint normal und baut bei der Einzelnen Druck auf, in der Beziehung zu bleiben, weil eine Partnerschaft „eben auch schwierige Seiten hat“ (ebd., S. 6). Ohms (2008b, S. 44f.) berichtete, dass Polizei und Interventionsstellen offener für das Thema seien als die Szene selbst.

Im Folgenden werden nun Hürden für die einzelne Betroffene aufgezeigt, die von Subkultur und Gesellschaft beeinflusst werden. Gerade wenn Auswirkungen internalisierter Homophobie und die besondere Bedeutung lesbischer Beziehungen als Schutzraum betrachtet werden, werden Unterschiede zu heterosexuellen Beziehungen deutlich. Im Folgenden wird nur auf spezielle Hürden für lesbische Opfer eingegangen. Allgemein verkomplizierende Konstellationen wie zum Beispiel finanzielle Abhängigkeit oder Gefahr der Abschiebung existieren auch in heterosexuellen Beziehungen und werden nicht aufgeführt.

### **10.3.1 Skepsis gegenüber staatlichen und öffentlichen Institutionen**

Neben der Tatsache, dass keine oder nur sehr wenige spezialisierte Angebote für lesbische Frauen bestehen, zeigen lesbische Frauen auch oft Vorbehalte gegenüber staatlichen und öffentlichen Institutionen. Dies könnte darin begründet sein, dass eben diese Einrichtungen bis in die jüngste Vergangenheit Verfolgungsinstanzen waren und Lesben deshalb großes Unbehagen spüren, sich dort zu outen (Ohms & Dräger, 2006, S. 379). Auch die Antizipation von Gewalterfahrungen könnte damit zusammenhängen, d. h. lesbische Frauen versuchen bereits im Vorfeld Gewalt und Diskriminierung zu vermeiden, indem sie zum Beispiel ihre Lebensweise verheimlichen (Ohms & Stehling, 2006, S. 22). Es ist auch denkbar, dass das Opfer die gewalttätige Partnerin vor Homophobie „schützen“ möchte und sich daher keine Unterstützung bei Polizei oder Beratung sucht (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 3). Dabei scheint es nicht um die Möglichkeit der Fortführung der Beziehung zu gehen, sondern um die kollektive Erfahrung lesbischer Frauen von Diskriminierung und Gewalt in einer heterosexistischen Gesellschaft. Subkultur und Partnerschaft verkörpern hier einen besonderen Schutzraum, dessen

die Täterin nicht beraubt werden soll. Fraglich ist, ab wann die Gewalt als so schwer wiegend empfunden wird, dass das Opfer der Täterin diesen Schutzraum nicht mehr zugesteht (Ohms, 2006, S. 61).

Dadurch, dass Unterstützungseinrichtungen wie Frauenhäuser meist unsichtbar für lesbische Klientinnen sind und diese Zielgruppe oft nicht in ihrer Öffentlichkeitsarbeit erwähnen, sind Lesben häufig gar nicht darüber informiert, dass sie diese Institution nutzen können. Sie befürchten Diskriminierung oder Stigmatisierung durch die Fachkräfte oder andere KlientInnen und bezweifeln, dass in der Einrichtung spezifisches Wissen über die Lebenslage lesbischer Frauen vorhanden ist. Ein weiterer Punkt ist, dass Institutionen oft vom Modell der Gewalt in heterosexuellen Beziehungen beherrscht werden und auch in Bezug auf lesbische Beziehungen fälschlicherweise angenommen wird, die physisch Kleinere, Schwächere wäre immer das Opfer und die physisch Stärkere und Kräftigere die Täterin. Dies muss jedoch keinesfalls so sein und erschwert hier die Identifikation von Opfer und Täterin. Lesbische Opfer könnten befürchten, man würde ihnen nicht glauben oder sie nicht ernst nehmen, wenn sie sich als Opfer zu erkennen geben. Im Frauenhaus könnte so ein Sicherheitsverlust entstehen, da hier auch die Täterin Unterschlupf suchen könnte (TNLR, o.J., S. 5; Donovan u.a., S. 20).

### **10.3.2 Internalisierte Homophobie**

Da lesbische Frauen negative Bilder und Vorurteile über Lesben und lesbische Beziehungen verinnerlicht haben, könnte das Opfer glauben, keine andere Behandlung verdient zu haben, weil sie lesbisch ist und sich selbst an dem Geschehen die Schuld geben. Internalisierte Homophobie könnte aber auch von Täterinnen als Entschuldigung für ihr Verhalten benutzt werden, beispielsweise mit dem Argument, selbst unter zusätzlichem Stress zu leiden, da sie einer Minorität angehören und diskriminiert werden würden und damit das Gewaltverhalten „weg-erklären“ (Gold u.a., 2010, S. 7f.; Marunke & Frenznick, 2010a, S. 3).

### **10.3.3 Überhöhung der Partnerschaft als Schutzraum**

Lesbische Frauen in gewalttätigen Beziehungsstrukturen zeigen oft überhöhte Erwartungen und Hoffnungen bezüglich der Partnerschaft als Schutzraum. Sie soll Schutz vor dem als lesbenfeindlich wahrgenommenen äußeren Umfeld darstellen. Da beide Partnerinnen dem gleichermaßen ausgesetzt sind, liegt hierin ein stark verbindendes Moment (Ohms, 2008b, S. 11f.). Dies kann zu Verlustängsten führen und dazu beitragen, dass die Gewaltbetroffene

die Partnerschaft nicht aufgeben und die Täterin nicht der gesellschaftlichen Homophobie aussetzen möchte. Um die Beziehung zu retten, ist Täterinnenidentifikation sehr häufig, d. h. das Gewaltgeschehen wird durch die Augen der Täterin interpretiert und analysiert und die Verantwortung dafür übernommen. Dies kann als Teil eines Verleugnungsmechanismus oder als Versuch, Kontrolle über die Situation wiederzuerlangen, gesehen werden. Da die Beziehung als Schutzraum vor aktueller oder vergangener Diskriminierung gilt, ist es hier sehr schwierig für das Opfer, sich einzugestehen, dass die Gewalt sie in der selbst gewählten Partnerschaft eingeholt hat. Die kollektive Tendenz zur Tabuisierung könnte einen Ausdruck kollektiver Täterinnenidentifikation darstellen (Ohms & Stehling, 2006, S. 17f.).

#### **10.3.4 Beweis der Vollwertigkeit der eigenen Lebensweise**

Eine gelingende Partnerschaft wird gegenüber Herkunftsfamilie und sozialem Umfeld oft als Beleg für Vollwertigkeit verstanden, wodurch sich großer sozialer Druck aufbauen kann. So werden Verdrängung und Verleugnung der Gewalt zur Wahrung der „Beziehungsfassade“ begünstigt und die Erduldung der Gewalt erscheint aufgrund des Drucks annehmbarer als das Scheitern der Beziehung (Ohms & Stehling, 2006, S. 17). Da das Opfer einer sozialen Minorität angehört und in einem mehr oder minder homophoben Umfeld lebt, gehört viel Mut dazu, über Gewalt zu sprechen. Durch die dauernde Pathologisierung oder Abwertung der eigenen Lebensweise kann das Bedürfnis entstehen, die eigene Identität als eine positive aufrechtzuerhalten (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 17). Hier ist es denkbar, dass die Betroffene auch sich selbst beweisen möchte, dass sie eine funktionierende Beziehung führen kann und Klischees wie „Lesben sind beziehungsunfähig“ nicht bestätigt werden sollen. Sich einzugestehen, dass die Beziehung, die unter Umständen hart erkämpft wurde, gescheitert und Gewalt aufgetreten ist, würde bereits bestehende Vorurteile bestätigen und könnte auch die internalisierte Homophobie der Betroffenen verstärken.

#### **10.3.5 Drohende oder tatsächliche soziale Isolation**

Für Betroffene, die sich nicht geoutet haben, ist es sehr schwierig, über ihre Beziehung zu einer Frau zu sprechen oder gar zu berichten, dass sie dort Gewalt erfahren haben (Girshick, 2004, S. 2). Gerade für versteckt lebende Lesben ist ein lesbenfreundliches soziales Netz oft nicht erreichbar (Wolf, 2006, S. 366). Lebt die Betroffene dagegen offen, kann auch sie sich unter Umständen nicht an Familienmitglieder wenden, etwa wenn diese den Kontakt abgebrochen haben, da sie lesbisch lebt (Girshick, 2004, S. 2). Auch zu Freunden kann der Kontakt

verloren gegangen sein, entweder da sie die Beziehung missbilligten oder als Resultat des Kontrollverhaltens der Partnerin (Donovan u.a., 2006, S. 19). Da das Thema in der Subkultur stark tabuisiert ist oder bagatellisiert wird, fühlt sich das Opfer zusätzlich isoliert, gibt sich selbst die Schuld (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 3) oder fühlt sich nicht ernst genommen. Wenn beide Partnerinnen in der Szene verkehren, könnte eine Trennung für das Opfer bedeuten, auch die Community und damit wichtige soziale Bindungen zu verlieren (TNLR, o.J., S. 4). Hat die Betroffene doch über die erfahrene Gewalt gesprochen, ist es üblich, sie komplett aus der Subkultur zu nehmen, weg von jedem Raum, der mit der Täterin verbunden ist. Bezogen auf die lesbische Szene wird das Opfer so aber weiter isoliert, da es für sie viel schwieriger ist, neue Verbindungen aufzubauen, wenn sie zum Beispiel keine Szene-Veranstaltungen mehr besuchen soll, da sie dort auf die Täterin treffen könnte. Das Problem stellt sich umso schwieriger dar, je weniger lesbenfreundliche Räume oder soziale Aktivitäten es gibt. Bleibt die Betroffene jedoch weiter mit der Szene verbunden, könnte das auch bedeuten, weiter in Kontakt mit der Täterin zu bleiben (Albright & Alcantara-Thompson, 2011, S. 12). Mit diesen Aussichten ist es wenig verwunderlich, dass viele Klientinnen zögern, da sie ihr soziales Netz nicht verlieren möchten. Lebt die Betroffene versteckt, ist die Hürde noch um einiges höher.

### **10.3.6 Genderstereotype**

Der Genderstereotyp der von Natur aus friedfertigen und sanften Frau führt zu der Denkweise, dass eine außergewöhnliche Provokation stattgefunden haben muss, wenn Gewalt aufgetreten ist. Damit ist wiederum eine Schuldzuweisung an das Opfer verbunden. Oft herrscht auch noch der Mythos vor, Frauen wären schwach und könnten nicht ernsthaft körperlich verletzt werden. Gesellschaftlich verankerte Genderstereotype können auch dazu führen, dass Aggression und Gewalt der größeren, körperlich stärkeren (maskulineren) Partnerin zugeordnet werden, da ihr die (heterosexuelle) männliche Rolle zugeschrieben wird und damit eine negative Identifikation stattfindet von männlich ist gleich Täter (Gold u.a., 2010, S. 6), was jedoch keinesfalls so sein muss. Aufgrund des Fehlens positiver Rollenvorbilder kann in lesbischen Beziehungen oft unbewusst (nicht nur in Fremdzuschreibung) ein Rückgriff auf heterosexuell geprägte Rollenmuster und damit verbundene Klischees von Männlichkeit/Weiblichkeit oder Dominanz/Unterordnung erfolgen. Unter gewissen Umständen könnte dadurch die Bereitschaft gefördert werden, gewalttätige Konfliktlösungsstrategien anzuwenden. Andererseits erschwert diese Zuordnung eine Identifikation mit der Rolle des Opfers, was zur Verdrängung der Erfahrung beitragen kann (Ohms & Stehling, 2006, S. 16). Wenn es sich beim Opfer zum

Beispiel um die größere, körperlich stärkere Partnerin handelt, könnte sie befürchten, dass man ihr nicht glauben würde, dass sie nicht die Täterin ist.

### **10.3.7 Lesbische Bilder von Weiblichkeit**

Das traditionelle Weiblichkeitsbild beinhaltet die Selbstwahrnehmung der Frau als Opfer, assoziiert mit Schwäche, Ohnmacht und Wehrlosigkeit und wird in der Regel von lesbischen Frauen abgelehnt. Durch die Gewalterfahrung wird die Betroffene jedoch auf dieses traditionelle Bild zurückgeworfen und lesbische Aspekte werden fragiler erfahren (Ohms & Dräger, 2006, S. 379ff.). Das Selbstbild einer wehrfähigen Person kann auf Zuschreibungen zur passiven und wehrlosen Weiblichkeit zurückgeworfen werden, was einen massiven Bruch in der Identität bedeuten kann (Ohms & Stehling, 2006, S. 13, 20). Das (lesbische) Selbstbild als starke, mutige und selbstbewusste Frau erschwert der Klientin evtl. das Zulassen von Angstgefühlen und das Akzeptieren der Tatsache, Gewalt in der Partnerschaft erfahren zu haben (Broken Rainbow, 2008, S. 5). Da die Bilder der emanzipierten Lesbe und von gewaltfreien Beziehungen aufrechterhalten werden sollen, wird Gewalt verschwiegen oder geheim gehalten (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 17f.). Ohms (2008b, S. 45) weist auch auf eine gewisse Faszination für die Täterin hin, die einen Rollenbruch in umgekehrter Richtung begeht. Sie wird als „stark“ wahrgenommen, da sie ihre „Wut nach außen trägt“ und sich damit nicht konform zur weiblichen Rolle verhält. Das Opfer verhalte sich dagegen rollenkonform und schaffe es nicht, aus der weiblichen (Opfer-)Rolle auszubrechen und werde tendenziell eher verachtet.

Neben den genannten Punkten können ebenso alle anderen Hürden auftreten, die auch heterosexuelle Menschen betreffen, zum Beispiel bei bedrohtem Aufenthaltsstatus oder materieller Abhängigkeit (Ohms & Stehling, 2006, S. 17). Auch in lesbischen Beziehungen gilt, dass Gewalt meist nur in manifester Form wahrgenommen wird und andere Formen verharmlost oder verdrängt werden (ebd., S. 14).

## **11. Psychosoziale Versorgung lesbischer Frauen mit Gewalterfahrungen**

Es gilt als gesichert, dass sich heterosexuelle Opfer häuslicher Gewalt an erster Stelle medizinische Hilfe holen, an zweiter Stelle psychosoziale Hilfe in Anspruch nehmen und sich an dritter Stelle an die Polizei wenden (Kavemann & Hagemann-White, 2004 zit. n. Ohms, 2006, S. 61ff.). Bei lesbischen Frauen könnte vermutet werden, dass der Freundeskreis die erste

Anlaufstelle bildet, an zweiter Stelle psychosoziale Einrichtungen stehen und nur sehr selten die Polizei eingeschaltet wird. Ohms (ebd.) vermutet, dass die Angst vor weiterer Diskriminierung oder Gewalt Betroffene davon abhält, Hilfsangebote in Anspruch zu nehmen.

Anscheinend werden gerne lesbische Fachberatungsstellen kontaktiert, in denen jedoch die Anti-Gewalt-Arbeit nur ein Themenbereich unter vielen ist und die wenigsten BeraterInnen hinsichtlich Opfer- oder Traumaberatung zusätzlich qualifiziert sind. Dies könnte neben einer Überforderung der Fachkräfte auch zu einer erneuten Schädigung des Opfers durch die fehlende Qualifizierung der Fachkräfte führen (ebd.). Hier wäre es interessant, in welchem Umfang sich lesbische Frauen an psychosoziale Einrichtungen wenden, die auf Opferarbeit spezialisiert sind, anstatt an lesbische Facheinrichtungen.

Ohms und Müller (2001) befragten verschiedene psychosoziale Einrichtungen hinsichtlich lesbischer Klientinnen. Dabei wurden auch 192 deutsche Frauenhäuser angeschrieben, wovon 57 antworteten, was einem Rücklauf von 27 % entsprach. Ausgewertet wurde nach verschiedenen Kriterien wie Sichtbarkeit der Einrichtung, fachliche Kompetenz, Einstellung der MitarbeiterInnen und Bewertung der Zugänglichkeit. Hier zeigte sich, dass nur 14 % der Frauenhäuser lesbische Frauen in der Öffentlichkeitsarbeit ansprachen, was unter anderem damit begründet wurde, sich darüber noch keine Gedanken gemacht zu haben (33 %), keinen Bedarf zu sehen (19 %), lesbische Frauen nicht speziell ansprechen zu wollen (14 %) oder die Einrichtung sowieso „offen für alle Frauen“ sei (14 %). Kontakt mit lesbischen Klientinnen bestand bei 44 % der Frauenhäuser, 40 % hatten noch keinen und 16 % konnten dies nicht einschätzen. Es schien keinen Zusammenhang zwischen zielgruppenspezifischer Öffentlichkeitsarbeit und der Tatsache, dass Lesben die Einrichtung aufsuchten, zu geben. Jedoch schien es eine Interdependenz zwischen der Häufigkeit der Nutzung und spezifischer Ansprache zu geben: Frauenhäuser, die sich in ihrer Öffentlichkeitsarbeit auch an Lesben wendeten, wurden auch häufiger von lesbischen Klientinnen aufgesucht als diejenigen Einrichtungen ohne zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit (ebd., S. 59).

Nur 4 % der Frauenhäuser verfügten über lesbenspezifisches Wissen von Aus- und Fortbildung und praktischer Erfahrung, 7 % nur über Fortbildung und 2,5 % nur über die Ausbildung. Das Wissen beschränkte sich meist auf Alltagswissen aus Zeitungen und Zeitschriften (17,6 %), allgemeiner Literatur (17,6 %), Austausch im Freundeskreis (14,1 %), Fernsehsendungen (10,5 %) und Veröffentlichungen von Lesben oder Schwulen (9 %). Persönliche Lebenserfahrungen lesbischer Mitarbeiterinnen gaben 7,5 % an und 3 % konstatierten einen Wissensmangel (ebd., S. 61).

Befragt nach unterschiedlichen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen zwischen Lesben und Schwulen sahen 30 % keinen Unterschied, 19 % machten keine Angabe, 17 % hatten darüber keine Kenntnisse und nur 27 % sahen einen Unterschied. Davon gaben 44 % an, Lesben wären relativ häufiger Opfer von psychischer, struktureller oder sexueller Gewalt, 12,5 % meinten, Schwule würden in der Öffentlichkeit eher wahrgenommen, 12,5 % sahen Schwule eher als Opfer physischer Angriffe und 31 % bejahten ohne weitere Erklärung. Auffallend zeigte sich hier, dass Lesben und Schwule als homogene Gruppe begriffen wurden.

Unterschiede in der Gewalterfahrung zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen sahen 26 % keine, 15 % hatten keine Informationen, 11 % machten keine Angabe und 48 % gaben an, einen Unterschied zu erkennen. Davon gaben 63 % an, Lesben wären zweifach diskriminiert, 11 % sprachen von starker Tabuisierung von Gewalt unter Lesben sowie wenig Unterstützungsmöglichkeiten und 8 % gingen von einem geringeren Gewaltisiko lesbischer Frauen aus, da sie weniger Kontakt zu Männern hätten.

Der Großteil der Frauenhäuser (85 %) arbeitete nicht mit lesbisch-schwulen Organisationen zusammen. Fortbildungen zum Thema lesbische Klientinnen erachteten 62 % für nicht notwendig, wovon dies 69 % mit mangelndem Bedarf und 16 % mit der Möglichkeit, an andere Einrichtungen verweisen zu können, begründeten. 6 % sahen keinen Unterschied zu heterosexuellen Klientinnen, 6 % gaben an, offen für alle zu sein und 3 % begründeten dies mit dem individuellen Erleben von Gewalt.

Ohms und Müller sahen im unterdurchschnittlichen Rücklauf der Frauenhäuser ihre Vermutung bestätigt, dass sich viele Häuser nicht von dem Thema angesprochen fühlten und sich nicht in der Verantwortung sahen. Es herrschte wohl die Auffassung, dass das Wenige, was sie wissen, den wenigen Lesben, die es benötigen könnten, genügen dürfe. Eine Differenzierung zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen wurde in der Regel als nicht notwendig erachtet. Häufig wurde argumentiert, dass das Gewaltopfer im Vordergrund stünde und dessen psychosexuelle Identität keine Rolle spiele. Gewalt in lesbischen Beziehungen stellt jedoch ein ernsthaftes Problem dar und Frauenhäuser wären eine der wenigen Anlaufstellen für lesbische Klientinnen. Faktisch suchen dort nur wenige lesbische Frauen Unterstützung, da entweder der Bedarf hier gering ist (und die Klientinnen woanders unterkommen) oder das Frauenhaus nicht als Anlaufstelle betrachtet wird. Hier wird die Wechselwirkung zwischen Lesben, die ihren Bedarf nicht äußern, und Frauenhäusern, die keine spezifische Öffentlichkeitsarbeit leisten, deutlich. Die Mitarbeiterinnen könnten zwar mit Fortbildungen

sensibilisiert werden, doch bei den Mitbewohnerinnen könnte sich das aufgrund der hohen Fluktuation schwierig gestalten. Eine lesbische Klientin läuft im Frauenhaus also Gefahr, von Mitarbeiterinnen oder anderen Klientinnen erneut in eine Situation zu geraten, in der sie sich nicht sicher und nicht gut aufgehoben fühlt. Zwar wäre es eine Überforderung, alle zwei bis drei Monate die Bewohnerinnen zu sensibilisieren, andererseits können jedoch keine spontanen Fortbildungen stattfinden, wenn eine lesbische Klientin in die Einrichtung kommt (ebd., S. 63f.).

Neben Frauenhäusern wurden auch andere Einrichtungen wie Familienberatungsstellen, Polizeidienststellen und Opferhilfen von Ohms und Müller befragt. Insgesamt schien nicht bekannt zu sein, dass Homosexualität nicht nur die Vorliebe für gleichgeschlechtliche Sexualität ist, sondern eine Lebensweise, die sehr von Gewalt und Diskriminierung geprägt ist. Lesben und Schwule werden meist als homogene Minorität betrachtet und das Thema wird, wenn überhaupt, offen lesbisch lebenden Mitarbeiterinnen übertragen. Diese besitzen zwar spezifische Kompetenzen, aber lesbische Lebensweise alleine kann kein Kriterium für Fachkompetenz sein, genau so wenig wie Heterosexualität. Lesbische Frauen werden entweder gleichgesetzt mit schwulen Männern oder heterosexuellen Frauen - eine Form der Unterdrückung durch Nichtwahrnehmung. Die Begründung, dass Gewalt prinzipiell individuell erlebt wird, blendet gesellschaftliche Zusammenhänge aus und betrachtet diese Umstände als irrelevant für die Beratung. Qualifizierte Beratung und Versorgung lesbischer Klientinnen, die Gewalt in der Partnerschaft erlebt haben, ist dringend notwendig. Hier müssen Frauenhäuser verstärkt in die Verantwortung genommen werden. Die Anerkennung von Unterschieden ermöglicht lesbischen Frauen den Weg aus der Nichtwahrnehmung und Verbesserung des Beratungsangebotes. Das Thema Lesben und Schwule sollte auch in der Ausbildung verankert werden, mehr Fortbildungen zum Thema angeboten werden und eine Reflexion der eigenen psychosexuellen Identität in sozialen Berufen erfolgen (ebd., S. 95ff.). Facheinrichtungen sollten ihre Haltung zu Gewalt durch Frauen (insbesondere Gewalt in lesbischen Beziehungen) und oftmals auch ihre Einstellung zu lesbischen Lebensweisen überprüfen, um dementsprechend auch lebensspezifische Aspekte in ihre Arbeit aufzunehmen. Dafür ist sowohl Fachwissen über die Lebenslage lesbischer Frauen, als auch Vernetzung und kontinuierlicher Austausch nötig. Dynamiken in gewalttätigen Beziehungen sind oft geprägt von Gegenwehr, wodurch leicht das Bild gegenseitiger Misshandlungen entstehen kann, hierfür ist z. B. das Wissen über die Gewaltdynamiken nach Ohms hilfreich (Broken Rainbow, 2008, S. 1ff.).

## **12. Empirischer Teil**

Im empirischen Teil dieser Masterthesis sollten Informationen darüber gewonnen werden, ob und in welchem Ausmaß deutsche Frauenhäuser Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen haben oder hatten. Es sollten Erkenntnisse darüber gewonnen werden, ob lesbische Frauen dort sichtbar sind und ob das Thema Gewalt in lesbischen Partnerschaften als wichtig erachtet wird. Weiterhin sollte betrachtet werden, ob Frauenhäuser auf die Beratung lesbischer Klientinnen ausgerichtet sind und Wissen über spezifische Problemlagen oder Besonderheiten vorhanden ist. Es sollte auch untersucht werden, woher die Fachkräfte ihr Wissen zum Thema beziehen und geklärt werden, ob überhaupt ein Problembewusstsein bei den Frauenhäusern besteht. Zielgruppe der Befragung waren alle deutschen Frauenhäuser. Ausgegangen wurde von der Hypothese, dass nur wenige Frauenhäuser über Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen informiert sind, nur wenige in der Öffentlichkeitsarbeit explizit Lesben ansprechen und ein eher niedriges Problembewusstsein herrscht. Die Hypothesen wurden auf Basis der Studienergebnisse von Ohms und Müller (2001) entwickelt und Fragen daraus zum Teil übernommen, um zumindest teilweise eine gewisse Vergleichbarkeit zu gewährleisten. Zuerst werden Erhebungsmethode und der Aufbau des Erhebungsinstruments genauer beschrieben. Danach werden Skalenniveaus und Gütekriterien des verwendeten Fragebogens dargestellt, um danach auf die eigentliche Durchführung der Untersuchung einzugehen.

### **12.1 Vorstellung der Erhebungsmethode**

Die Datenerhebung erfolgte im Rahmen eines quantitativen Forschungsdesigns mit der Erhebungsmethode der Online-Befragung. Es wurde eine Querschnittserhebung durchgeführt, da die Erhebung nur innerhalb einer kurzen Zeitspanne (3 ½ Wochen) stattfand. Eine Längsschnittuntersuchung wäre in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht realisierbar gewesen. Bei der Umfrage handelte es sich um eine Vollerhebung, da anhand der Homepage der deutschen Frauenhauskoordinierung [www.frauenhauskoordinierung.de](http://www.frauenhauskoordinierung.de) alle E-Mail-Adressen der dort gemeldeten Frauenhäuser recherchiert werden konnten. Die Vollerhebung bot sich bei der Untersuchung an, da damit noch aussagekräftigere Ergebnisse erzielt werden konnten und es sich bei der befragten Population um eine überschaubare Anzahl handelte.

Schriftliche Befragungen zeigen im Vergleich zu anderen Befragungsformen wie telefonischen oder persönlichen Interviews einige Vorteile. So ist hier ein geringerer Zeit- und Personalaufwand und damit einhergehend auch ein niedrigerer Kostenaufwand gegeben. Zudem

können die Befragten die Fragen und ihre Antworten besser durchdenken und Merkmale sowie Verhalten des Interviewers haben in der Regel keinen Einfluss auf die Antworten. Nachteilig zeigt sich hingegen, dass die Befragungssituation kaum ausreichend kontrollierbar ist, andere Personen die Antwort der Befragten beeinflussen können, bei Verständnisproblemen nicht nachgefragt werden kann und ein gewisses Risiko besteht, dass einzelne Fragen wenig sorgfältig, unvollständig oder gar nicht ausgefüllt werden (Raithel, 2008, S. 67).

Online-Befragungen können zudem leicht und schnell umgesetzt werden und es entstehen dabei nur geringe Erhebungskosten für die Internetnutzung, jedoch nicht für den Fragebogenversand per Post oder Telefongebühren. Außerdem sind die Daten direkt nach der Beantwortung verfügbar und zwar genau so, wie der/die Befragte sie angegeben hat, wodurch sich mögliche Fehlerquellen reduzieren. Auch auf Seiten der Befragten stößt die Online-Befragung auf eine vergleichsweise hohe Akzeptanz im Gegensatz zu anderen Befragungsformen (Pötschke, 2009, S. 77f.). Jedoch können zum Beispiel Hard- oder Software-Probleme auftreten und es ist ein gewisser Einarbeitungsaufwand nötig. Der Zugriff zu der Befragung sollte außerdem gesichert und Mehrfachteilnahmen ausgeschlossen sein (Thielsch, 2010, S. 5).

In gewissem Maße wird mit einer Online-Befragung selektiert, da nur Fachkräfte daran teilnehmen können, die im Umgang mit E-Mail und Internet geübt sind. Da dies sicherlich auch sonst häufig im Alltagsgeschäft eines Frauenhauses vorkommt, kann davon ausgegangen werden, dass das im Rahmen dieser Untersuchung keine sehr große Rolle spielt. Auch hinsichtlich des Internet-Zugangs oder der Ausstattung mit Computern dürften größere Schwierigkeiten ausgeschlossen sein, da alle Frauenhäuser eine E-Mail-Adresse bei der Frauenhauskoordinierung hinterlegt hatten. Dadurch, dass es sich um eine Vollerhebung handelte, zeigten sich auch keine Einschränkungen hinsichtlich Repräsentativität wie sie oft bei Zufallsstichproben bestehen. Allgemein könnte bei dieser Befragung auch kritisch betrachtet werden, dass eventuell eher diejenigen Fachkräfte an der Umfrage teilnehmen, für die das Thema lesbische Klientinnen besonders relevant ist und die hier großes Interesse zeigen. Wäre dies der Fall, könnten sich die Ergebnisse eventuell positiv verzerrt darstellen.

## 12.2 Aufbau und Konstruktion des Erhebungsinstruments

Um eventuelle Probleme möglichst gering zu halten, muss auf eine sorgfältige Konstruktion des Fragebogens und der Fragen geachtet werden. Dies betrifft zum Beispiel Form, Struktur und Formulierung von Fragen, sowie den Aufbau des Fragebogens. Er sollte leicht auszufüllen, d. h. einfach gestaltet und selbsterklärend, sein (Raithel, 2008, S. 65). Fragen sollten einfach, kurz und konkret formuliert werden, keine Fremdwörter oder unverständliche Begriffe enthalten und die Befragten nicht überfordern. Suggestivfragen, hypothetische Fragen und Fragen mit mehreren Stimuli oder doppelten Verneinungen sind unbedingt zu vermeiden (Porst, 2000, zit. n. Porst, 2014, S. 99). Außerdem sollte ein eindeutiger zeitlicher Bezug vorhanden und vorgegebene Antwortkategorien erschöpfend und überschneidungsfrei sein. Demografische Fragen empfehlen sich für den Schluss des Fragebogens, da sie für die Befragten weniger interessant sind (ebd., S. 148). Vor dem Einsatz des fertigen Fragebogens liefert ein Pretest, d. h. ein Testlauf des Fragebogen-Prototyps, wichtige Informationen über Verständlichkeit, Reihenfolge der Fragen, Interesse, Aufmerksamkeit, Zeitdauer usw. (ebd., S. 191).

Hinsichtlich ihrer Form lassen sich Fragen in geschlossene, halboffene und offene Fragen einteilen. Geschlossene Fragen verfügen über eine begrenzte und definierte Anzahl möglicher Antwortkategorien und ermöglichen entweder nur eine zulässige Antwort (Einfachnennung) oder mehr als eine zulässige Antwort (Mehrfachnennung). Der Vorteil geschlossener Fragen liegt darin, dass sie sowohl in der Befragungssituation, als auch bei der späteren Datenauswertung schneller abzuarbeiten sind (Porst, 2014, S. 53ff.). Außerdem sind Antworten gut vergleichbar, zeigen eine höhere Durchführungs- und Auswertungsobjektivität und haben für die Befragten Vorteile hinsichtlich geringerem Zeitaufwand und leichter Beantwortbarkeit (Diekmann, 2005, zit. n. Raithel, 2008, S. 68). Nachteilig kann sich zeigen, dass sich die Befragten evtl. nicht in den vorgegebenen Antwortkategorien wiederfinden und infolgedessen die Frage nicht beantworten oder willkürlich etwas ankreuzen (Porst, 2014, S. 55). Deshalb sollte darauf geachtet werden, dass immer eine „Weiß nicht“-Kategorie vorhanden ist (Atteslander, zit. ebd., S. 69). Geschlossene Fragen können auch eine gewisse Suggestivwirkung haben, vor allem bei Meinungsumfragen (ebd., S. 70). Offene Fragen beinhalten dagegen nur einen Fragetext und keine Antwortkategorie, so dass der oder die Befragte in eigenen Worten antworten kann. Dies zeigt den Vorteil, dass er/sie eigene Worte verwenden kann, doch nachteilig zeigt sich, dass die Ergebnisse stark von der Verbalisierungsfähigkeit der Befragten abhängig sind und ein erheblich größerer Aufwand bei der Auswertung nötig ist (ebd., S. 56f.). Manchen Befragten ist es zu lästig, eine offene Frage zu beantworten, weshalb hier eine

Antwortverweigerung häufig ist (Raithel, 2008, S. 67). Bei halboffenen Fragen wird einer an sich geschlossenen Frage eine zusätzliche Kategorie (z. B. „Sonstiges“) angehängt, die wie eine offene Frage beantwortet werden kann, wenn sich die Befragten nicht in eine vorgegebene Kategorie einordnen können oder wollen. Neben der Datengewinnung dient die Restkategorie auch dazu, die Motivation der Befragten aufrechtzuerhalten, da so nicht das Gefühl entsteht, „da irgendwie nicht rein zu passen“, was sich negativ auf die Mitwirkungsbereitschaft auswirken könnte (Porst, S. 57ff.).

Der Fragebogen bestand aus insgesamt 21 Fragen und gliederte sich in drei Bereiche: allgemeine Angaben zur Einrichtung (z. B. Anzahl der Fachkräfte, Bundesland, Träger), inhaltliche Fragen und statistische Angaben zur Person der Teilnehmerin (z. B. Alter, Berufsbezeichnung). Es wurde hier nur die weibliche Anrede verwendet, da in Frauenhäusern üblicherweise ausschließlich Frauen beschäftigt sind. Die Fragen teilten sich auf in 15 geschlossene, fünf halboffene und eine offene Frage. Geschlossene Fragen sollten mit angemessener Vorgabe von Antwortmöglichkeiten erreichen, dass den Befragten die Antworten leichter fielen und sie nicht zu viel Zeit darauf verwenden mussten, eigene Antworten zu formulieren. Die Antwortvorgaben orientierten sich überwiegend an den Forschungsergebnissen von Ohms und Müller (2001). Halboffene Fragen sollten zusätzliche Angaben ermöglichen, wenn sich die Befragten nicht in die vorgegebenen Kategorien einordnen konnten. Viele Frageformulierungen wurden, teils modifiziert, von Ohms und Müller (2001) übernommen, einige aus eigenen Überlegungen heraus entwickelt. Mit der Anlehnung an Ohms und Müller sollte eine gewisse Vergleichbarkeit gewährleistet werden, um zu sehen, ob sich seit 2001 Veränderungen ergeben haben, auch wenn keine direkte Vergleichbarkeit gegeben ist, da Ohms und Müller nicht spezifisch zu Gewalt in lesbischen Partnerschaften forschten und außerdem auch weniger Frauenhäuser befragten. Modifikationen ergaben sich insbesondere daraus, dass Ohms und Müller zur psychosozialen Versorgung lesbischer Frauen mit Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen forschten, während es in dieser Masterthesis explizit um lesbische Klientinnen geht, die Gewalt in einer Beziehung mit einer Frau erfahren haben.

Die inhaltlichen Fragen bezogen sich zum größten Teil direkt auf die von Ohms und Müller verwendeten Fragen, besonders explizit bei den Fragen Nr. 10, 11, 12, 14, 15 und 16. So entspricht Frage Nr. 5 von Ohms und Müller (Anhang, S. II) Frage Nr. 10 dieser Untersuchung (Anhang, S. VIII). Sie wurde hier umformuliert in „Vermuten Sie, dass einige Klientinnen lesbisch sind/waren, sich aber nicht offenbart haben?“ statt „Vermuten Sie, dass einige Klientinnen lesbische Frauen sind, dies aber nicht kundgetan haben?“. Hier erfolgte nur eine kleine

Veränderung in der Formulierung, da die neue Formulierung verständlicher erschien und „kundgetan“ als veraltet erachtet wurde. Die vorgegebenen Antwortkategorien entsprachen denen von Ohms und Müller.

Ohms und Müller fragten danach, ob Lesben in der Selbstdarstellung der Einrichtung gezielt angesprochen werden würden (Anhang, S. I, Frage Nr. 2). Dies entspricht Frage Nr. 11 dieser Studie (Anhang, S. VIII), wobei hier der Begriff „Öffentlichkeitsarbeit“ gewählt wurde. Die Antwortalternativen wurden aus den Antworten der Studie von 2001 konstruiert. Damit sollte den Befragten die Antwort erleichtert und Zeit erspart werden. Die Antwortmöglichkeit „Nein, aber ist zukünftig geplant“ basiert auf eigenen Überlegungen, da auch dies eine Option darstellen könnte.

In der offenen Frage Nr. 10 (Anlage, S. III) fragten Ohms und Müller danach, ob die Befragten einen Unterschied in der Gewalterfahrung lesbischer und heterosexueller Frauen sehen würden. In Frage Nr. 12 dieser Untersuchung (Anlage, S. IX) wurde gefragt, ob es der „Erfahrung nach Unterschiede zwischen Gewalt in lesbischen und Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften“ gäbe. Hier sollte explizit nach den Erfahrungen des Frauenhauses gefragt werden und nicht danach, was die Person darüber denkt. Um möglichst viele Antworten zu erhalten, wurden hier Antwortvorgaben (ja, nein, weiß nicht/keine Angabe) gemacht, um den Befragten so wiederum Zeit zu ersparen. Zusätzlich existierte hier ein offenes Textfeld mit dem Zusatz „Wenn ja, welche Unterschiede sehen Sie?“, um Informationen darüber zu erhalten, welche Unterschiede die Fachkräfte erkennen bzw. welches Wissen vorhanden ist.

Während Ohms und Müller (Anhang, S. III, Frage Nr. 11) nach Kenntnissen über weibliche Homosexualität fragten und verschiedene Antworten vorgaben, bezog sich Frage Nr. 14 dieser Untersuchung (Anhang, S. IX) explizit darauf, woher Informationen über Gewalt in lesbischen Beziehungen bzw. über die Lebenslage lesbischer Frauen bezogen werden. Diese Modifikation wurde deshalb vorgenommen, da Ohms und Müller nicht explizit zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen bzw. lesbischen Klientinnen im Frauenhaus forschten. Die Mehrfachantwortvorgaben dieser Masterthesis orientierten sich an der Studie von 2001, jedoch ebenfalls mit kleineren Veränderungen. Insbesondere bei dem von Ohms und Müller verwendeten Begriff der „Literatur“, sollte hier eindeutig getrennt werden zwischen Fachliteratur und allgemeiner Literatur, was damals nicht explizit getan wurde. Manche Antwortvorgaben wurden weggekürzt, um die Befragten nicht zu überfordern. Das zusätzlich eingefügte

Textfeld „Sonstige“ sollte dazu dienen, andere als die vorgegebenen Informationsquellen als Antwortmöglichkeit zuzulassen.

Ohms und Müllers Frage Nr. 16 (Anhang, S. IV) zielte darauf ab, ob Fortbildungen über die besondere Lebenssituation lesbisch lebender Frauen als nötig erachtet werde. Frage Nr. 15 (Anhang, S. X) dieser Studie adaptierte diese und bezog sie explizit auf das Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen. Es wurden die Antwortmöglichkeiten von 2001 beibehalten (ja, nein, weiß nicht), wobei es sich hier um eine Filterfrage handelte. Wurde die Möglichkeit „Nein“ gewählt, schloss sich Frage Nr. 16 (Anhang, S. X) an, bei der danach gefragt wurde, warum Fortbildungen als irrelevant erachtet werden. Hier wurden zwecks Zeitersparnis für die Befragten bereits Antwortkategorien vorgegeben, die wiederum aus den Ergebnissen von Ohms und Müller generiert wurden.

Der Fragebogen und das Anschreiben wurden so gestaltet, dass die Kontaktperson mit E-Mail-Adresse angegeben war, auf Freiwilligkeit der Teilnahme hingewiesen und Anonymität sowie vertrauliche Behandlung der Daten zugesichert wurde (Anhang, S. V). Die letzte Seite enthielt eine Dankesformel und es war für die Befragten möglich, eigene Anmerkungen zu machen. Um das Vertrauen und die Kooperationsbereitschaft zu erhöhen, wurde in der E-Mail angeboten, auf Wunsch einen Kurzbericht der Ergebnisse zuzusenden (Dorroch, 1994 zit. n. Raithel, 2008, S. 77). Ebenfalls positiv auf die Teilnahmebereitschaft wirken sich der Grad der persönlichen Ansprache, die Glaubwürdigkeit der Angaben im Anschreiben zu Inhalt, Dauer und Anonymität der Befragung, sowie die Konstruktion des Befragungsinstruments und die mehrmalige Ansprache aus (Pötschke, 2009, s. 84f.).

### **12.3 Betrachtung der Skalenniveaus**

Im verwendeten Fragebogen fanden sich hauptsächlich zwei Skalentypen. Im Folgenden werden alle vier existierenden Typen, d. h. Nominal-, Ordinal-, Intervall- und Ratioskala, kurz dargestellt und es wird auf die beiden verwendeten näher eingegangen.

Überwiegend kamen Fragen zum Einsatz, die auf Nominalskalenniveau basierten. Bei Nominalskalen geht es um eine Klassifizierung qualitativer Eigenschaftsausprägungen. Jede Merkmalsausprägung wird hierbei einem Zahlenwert zugeordnet, der jedoch keinerlei quantitativen Aussagen zulässt, sondern nur eine Bezeichnung sich gegenseitig ausschließender Kategorien darstellt. Beispiele hierfür waren etwa der Beruf der Befragten, der Träger des Frau-

enhauses oder Fragen nach Zustimmung oder Ablehnung (z. B. Gibt es Ihrer Erfahrung nach Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen?). Hier erfolgten folgende Kodierungen: weiß nicht/keine Angabe = „0“, ja = „1“, nein = „2“. Das heißt, die Befragte konnte hier einer Aussage zustimmen oder sie ablehnen, aber sie konnte nicht gleichzeitig bejahen und verneinen. Mit Nominalskalen ist bei der Auswertung die Bildung absoluter und relativer Häufigkeiten möglich (Porst, 2014, S. 71f.). Hier lässt sich eine Verschiedenheit, aber keine Ordnung oder Größe der Abstände zwischen den Merkmalsausprägungen feststellen (Hussy, Schreier & Echterhoff, 2010, S. 64).

Auf Ordinalskalenniveau stehen die vorgegebenen Ausprägungen in einer relationalen Beziehung zueinander, d. h. sie unterliegen einer Rangordnung. Typische Beispiele wären hierfür Fragen nach dem Interesse an einer gewissen Thematik mit den möglichen Antworten „sehr stark“, „stark“, „mittel“, „wenig“ oder „sehr wenig“ (Porst, 2014, S. 73). Dieser Skalentyp kam in der vorliegenden Masterthesis nicht zum Einsatz.

Bei Intervallskalen sind im Vergleich zu Ordinalskalen die Abstände zwischen den Skalenpunkten gleich, wofür etwa die Temperaturskala in Grad Celsius ein typisches Beispiel darstellt (ebd., S. 75). Auch dieser Skalentyp wurde in dieser Masterarbeit nicht verwendet.

Ratioskalen verfügen im Gegensatz zu Intervallskalen über eine echte Gleichabständigkeit und einen echten Skalennullpunkt (ebd., S. 76). Dieser Typ kam auch bei einigen Fragen in diesem Fragebogen vor, beispielsweise bei der Frage nach der Anzahl der beschäftigten Fachkräfte oder nach der Berufserfahrung. Die Ratioskala gibt auch über das Verhältnis zwischen den Merkmalsausprägungen Aufschluss. So hat zum Beispiel eine Befragte mit zehn Jahren Berufserfahrung genau doppelt so viel Erfahrung wie die Kollegin mit fünf Jahren Berufserfahrung (Hussy u.a., 2010, S. 65).

## **12.4 Beurteilung der Gütekriterien**

Bei der Bewertung sozialwissenschaftlicher Forschung und verwendeter Erhebungsinstrumente müssen die Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität betrachtet werden. Objektivität bedeutet, dass die Testergebnisse unabhängig von der untersuchenden Person sind. Sie ist dann gegeben, wenn unterschiedliche Personen zum gleichen Ergebnis kommen (Häder, 2010, S. 108). Unterschieden werden kann hier zwischen Durchführungs-, Auswertungs- und Interpretationsobjektivität (Hussy u.a., 2010, S. 22). Beim verwendeten Fragebogen kann die Durchführungsobjektivität als gegeben bewertet werden, da der Fragebogen standardisiert war

und jede Befragte die gleichen Anweisungen und das gleiche Anschreiben erhielt. Hier hatten Einflüsse der untersuchenden Person kaum eine Bedeutung, die sich zum Beispiel bei persönlichen oder telefonischen Interviews zeigen würde. Da die Daten der Befragten direkt von der Website in SPSS exportiert werden konnten, waren größere Übertragungsarbeiten und Kodierungen nicht nötig, was die Fehlerquellen deutlich reduzierte. Lediglich einige einzelne Umkodierungen mussten erfolgen, welche jedoch nochmals überprüft wurden, um so mögliche Fehler (z. B. Kodierfehler) ausräumen zu können. Durch diese Umstände kann auch von einer gewissen Auswertungsobjektivität ausgegangen werden. Die Interpretationsobjektivität beschreibt, dass die Interpretation der Ergebnisse ebenfalls unabhängig von der auswertenden Person ist. Die Gefahr ist hier gegeben, da vor allem die Antworten in den offenen Textfeldern teilweise Spielraum für verschiedene Deutungen lassen. Bei geschlossenen Fragen kann die Interpretationsobjektivität jedoch ebenfalls als gegeben angesehen werden.

Reliabilität beschreibt das Maß für die Reproduzierbarkeit der Messergebnisse, das heißt, dass eine erneute Anwendung des Messinstruments die gleichen oder ähnlichen Ergebnisse liefern sollte (Häder, 2010, S. 109), wobei man auch von Zuverlässigkeit und Beständigkeit der Untersuchung spricht (Hussy u.a., 2010, S. 23). Die Überprüfung der Reliabilität kann mit der Test-Retest-Methode, mit der Methode des Paralleltests und über die Split-Half-Reliabilität ermittelt werden (Raithel, 2008, S. 46). Diese Tests wurden im Rahmen der Masterthesis nicht durchgeführt.

Die Validität ist das Hauptziel jeglicher Forschung. Für sie sind Objektivität und Reliabilität wichtige Voraussetzungen. Ein Instrument ist dann valide, wenn es genau das misst, was es messen soll. Hierbei kann zwischen Inhalts-, Kriteriums- und Konstruktvalidität unterschieden werden. Den beiden erst genannten sind in der sozialwissenschaftlichen Forschung jedoch enge Grenzen gesetzt (Häder, 2010, S. 113f.; Raithel, 2008, S. 49). Nähere Tests wurden auch hier im Rahmen der Masterarbeit nicht durchgeführt. Jedoch sollte bei der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt werden, ob beispielsweise wirklich die Erfahrung oder eher die soziale Erwünschtheit oder Ehrlichkeit gemessen wurde. So zielten manche Fragen zwar darauf ab, wie die Befragten einen bestimmten Sachverhalt aufgrund ihrer Erfahrung beurteilen würden, zum Beispiel „Gibt es Ihrer Erfahrung nach Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen?“, jedoch könnte es sein, dass manche Befragte hier eher bezüglich ihrer eigenen Einstellung anstatt ihrer Erfahrung antworteten. Da Toleranz gegenüber Minderheiten heute, besonders in der befragten Berufsgruppe, zunehmend normativ ist, wäre es möglich, dass sich Fachkräfte offener und aufgeschlossener äußern als dies tatsächlich der

Fall ist. Umgekehrt könnte es aber auch sein, dass die Bejahung von Unterschieden als Diskriminierung interpretiert wurde, weshalb die Befragten aus diesem Grund verneinten. Ein Beispiel für eine andere Frage, die in dieser Hinsicht ebenfalls kritisch betrachtet werden könnte, wäre „Halten Sie Fortbildungen zum Thema für notwendig?“. Sozial erwünscht wäre es hier sicherlich, wenn „ja“ angegeben wird, da ein „nein“ kein Interesse am Thema signalisieren würde. Zur Validität gehört auch eine genaue und eindeutige Frageformulierung, damit jede Befragte die Frage gleich versteht und klar ist, was gemeint ist. Probleme ergaben sich besonders bei der Frage „Spielt die sexuelle Identität in Ihrer Arbeit eine Rolle?“, da es sich nicht um eine eindeutige Formulierung handelt und unklar bleibt, in welcher Hinsicht diese eine Rolle spielen soll. Sie lässt beispielsweise positive und negative Interpretationen zu, weshalb dieser Frage nicht als valide bezeichnet werden kann. Zwar wurde in der Einladungse-Mail, als auch zu Beginn der Online-Befragung noch einmal darauf hingewiesen, dass es im Rahmen dieser Befragung nur um lesbische Klientinnen geht, die Gewalt in der Partnerschaft zu einer Frau erlebt haben. Dennoch traten hier teilweise Irritationen darüber auf, welche lesbischen Klientinnen bei der Frage nach der Kontakthäufigkeit in den letzten drei Jahren angegeben werden sollten.

### **12.5 Durchführung der Erhebung**

Es wurde ein deskriptives Forschungsziel verfolgt, da Merkmale der Population der deutschen Frauenhäuser beschrieben werden sollten. Nachdem der Fragebogen vorläufig fertig gestellt war, wurde er Anfang Dezember 2013 vier Kommilitoninnen des Master-Studiengangs Soziale Arbeit zum Pretest vorgelegt, um ihn auf Verständlichkeit, Anwendbarkeit, Vollständigkeit und Qualität zu überprüfen (Raithel, 2008, S. 29). Nachdem er danach in einigen Details verbessert wurde, wurde er auf der Internetplattform [www.onlineumfragen.com](http://www.onlineumfragen.com) eingepflegt und online gestellt. Den zu befragenden Frauenhäusern wurde Ende Dezember 2013 eine Einladung zu dieser Untersuchung mit dem Link zur Beantwortung des Fragebogens geschickt und um Teilnahme gebeten (Anhang, S. V). Angeschrieben wurden 359 deutsche Frauenhäuser, deren E-mail-Adressen über die Homepage der Frauenhauskoordinierung recherchiert werden konnten ([www.frauenhauskoordinierung.de](http://www.frauenhauskoordinierung.de)). Nach Versendung der E-Mails kamen vier davon zurück, da die Adresse falsch war. Von diesen vier Häusern konnten jedoch die aktuellen Adressen nachrecherchiert werden, woraufhin die Einladung am 2. Januar 2014 erneut versendet werden konnte. Am 10. Januar 2014 erfolgte noch einmal eine Erinnerungse-Mail an alle Frauenhäuser mit der Bitte, sich an der Umfrage zu beteiligen, da der Erhebungszeitraum am 15. Januar 2014 endete (Anhang, S. V).

Die Daten der webbasierten Befragung wurde zu einer SPSS-Datei zusammengeführt und mit dem Statistikprogramm IBM SPSS Statistics Version 20 ausgewertet. Die Daten waren teils bereits vercodet, mussten aber bei einigen Fragen noch nachbearbeitet werden. Jeder Antwort wurde ein bestimmter Code zugeordnet, teilweise wurden noch neue Kategorien gebildet (z. B. gaben viele Befragte den Beruf „Diplom-Pädagogin“ an, so dass dieser Code neu hinzugefügt wurde). Anschließend wurde anhand der Rohdaten, die über die Website onlineumfragen.com verfügbar waren, noch einmal eine Fehlerkontrolle durchgeführt. Danach erfolgte eine Datenbereinigung, da nicht alle Antworten ausgewertet werden konnten. Ausgeschlossen wurden hier alle Fälle, bei denen nur der statistische Teil ausgefüllt und keine Angaben zu inhaltlichen Fragen gemacht wurde. Dies war bei elf Fragebögen der Fall, so dass noch 136 Antworten ausgewertet werden konnten.

### **13. Darstellung der Forschungsergebnisse**

Von den insgesamt 359 angeschriebenen Frauenhäusern gingen 147 Antworten bis zum Stichtag ein, was einer Rücklaufquote von 40,1 % entspricht. Auswertungsgrundlage waren alle Fragebögen, die bis zum 15. Januar 2014 beantwortet wurden. Die Daten wurden um Fälle bereinigt, die nur statistische Angaben machten, d. h. bei Frage Nr. 7 endeten, so dass noch 136 Antworten ausgewertet werden konnten. Wurden mindestens die ersten sechs von zehn inhaltlichen Fragen beantwortet (d. h. bis Frage Nr. 13), wurde der Fragebogen ausgewertet. Wenn keine Antwort bei einer Frage erfolgte, wurde die Vercodung „keine Angabe“ gewählt. Es zeigten sich folgende Ergebnisse:

Bezüglich der Einrichtungsgröße zeigte sich folgendes Bild: es handelte sich bei 75,7 % um Einrichtungen mit 1-2 Fachkräften, während 16,2 % 3-4 Fachkräfte beschäftigten. Knapp über die Hälfte (51,5 %) verfügte über 6-10 Zimmer und 23,5 % über 1-5 Zimmer. Seltener waren größere Häuser mit 11-20 Zimmern (19,1 %) oder 21-30 Zimmern (5,1 %). Die drei am häufigsten vertretenen Bundesländer waren Baden-Württemberg (19,1 %), gefolgt von Nordrhein-Westfalen (16,9 %) und Bayern (12,5 %). Überwiegend standen die Häuser unter freier (68,4 %), kirchlicher (20,6 %) oder kommunaler (8,8 %) Trägerschaft (Anhang, S. XII-XIV).

Insgesamt 39 % der Befragten waren zwischen 51 und 60 Jahren alt, 25 % zwischen 41 und 50 Jahren und 16,9 % zwischen 31 und 40 Jahren. Dagegen machten 8,1 % hierzu keine Angabe, 6,6 % waren zwischen 20 und 30 Jahren alt und 4,4 % 61 Jahre oder älter (Tabelle 2)

Tabelle 2: Alter der Befragten gruppiert (eigene Darstellung)

Alter der Befragten (gruppiert)				
	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozen- te	Kumulierte Pro- zente
51-60 Jahre	53	39,0	39,0	39,0
41-50 Jahre	34	25,0	25,0	64,0
31-40 Jahre	23	16,9	16,9	80,9
Gültig keine Angabe	11	8,1	8,1	89,0
20-30 Jahre	9	6,6	6,6	95,6
61 Jahre und älter	6	4,4	4,4	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

Die am häufigsten vertretene Berufsgruppe waren Sozialpädagoginnen: 54 % mit Diplom, 7,4 % mit Bachelor und 3,7 % mit Master-Abschluss. Andere genannte Berufsgruppen waren Diplom-Pädagoginnen (5,9 %), Erzieherinnen (3,7 %) oder Diplom-Psychologinnen (2,9 %). 11 % der Befragten ordnete sich der Antwortmöglichkeit „Sonstige“ zu, worunter beispielsweise Juristinnen, Soziologinnen oder Sonderpädagoginnen fielen. 18,4 % hatten 11-15 Jahre Berufserfahrung, 17,6 % 21-30 Jahre, 16,9 % 16-20 Jahre, 14 % 2-5 Jahre und 12,5 % 6-10 Jahre. Die restlichen Werte entfielen auf 1-2 Jahre Berufserfahrung (6,6 %), unter einem Jahr (2,2 %) oder über 30 Jahre (1,5 %), während 10,3 % keine Angabe machten (Anhang, S. XVII-XVIII).

Von den befragten Frauenhäusern gaben 54,4 % an, bereits Kontakt mit lesbischen Klientinnen gehabt zu haben, 41,2 % hatten noch keinen und 4,4 % waren sich unsicher oder machten keine Angabe (Anhang, S. XIV). Bei der Studie von 2001 hatten 44 % bereits Kontakt und 40 % keinen. Anschließend wurden die Befragten gebeten, einzuschätzen, mit wie vielen lesbischen Klientinnen sie in den vergangenen drei Jahren Kontakt hatten. Der Durchschnitt lag hier bei 1,9 Klientinnen. 23,5 % schätzten, eine Klientin gehabt zu haben, 16,2 % drei, 14,2 % zwei, 5,1 % fünf und 3,7 % vier. 16,2 % gaben an, keine dieser Klientinnen gehabt zu haben und 16,9 % machten keine Angabe (Tabelle 3). Bei dieser Frage äußerten einige Teilnehmerinnen, dass sie sich nicht sicher waren, ob nur lesbische Klientinnen anzugeben waren, die Gewalt in der Beziehung erfahren hatten oder alle. Die genannten Zahlen könnten also nicht nur Gewalt in der Partnerschaft umfassen, sondern auch Frauen, die Gewalt in der Herkunftsfamilie oder durch männliche Ex-Partner erlebt haben.

Tabelle 3: Geschätzte Kontakte mit lesbischen Klientinnen in den vergangenen drei Jahren (eigene Darstellung)

		<b>Kontaktanzahl</b>			
		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	eine Klientin	32	23,5	23,5	23,5
	keine Angabe/weiß nicht	23	16,9	16,9	40,4
	keine	22	16,2	16,2	56,6
	drei Klientinnen	22	16,2	16,2	72,8
	zwei Klientinnen	19	14,0	14,0	86,8
	fünf Klientinnen	7	5,1	5,1	91,9
	vier Klientinnen	5	3,7	3,7	95,6
	zehn Klientinnen	3	2,2	2,2	97,8
	sechs Klientinnen	2	1,5	1,5	99,3
	elf Klientinnen	1	,7	,7	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

Anschließend wurde um eine Vermutung gebeten, warum wenige Lesben die Einrichtung kontaktieren. Hier antworteten 25 Befragte und äußerten zum Teil mehrere Vermutungen. Achtmal wurde vermutet, dass die Hemmschwelle aus Scham oder Angst vor Diskriminierung bei lesbischen Frauen höher liegen könnte. Vier Häuser nannten eine starke Tabuisierung, wovon eine Befragte vermutete, dass sich lesbische Klientinnen eher an ein Frauenhaus in der Großstadt wenden würden, da sich ihre Einrichtung im ländlichen Raum befinde, in dem sich ein Coming Out vermutlich sehr schwierig gestalten würde. Vier Fachkräfte vermuteten, dass Gewalt in lesbischen Partnerschaften seltener vorkomme, wobei eine darauf verwies, dass auch mengenmäßig weniger lesbische als heterosexuelle Beziehungen existieren würden. Eine Kollegin ging davon aus, dass der massive Schweregrad an Gewalt vielleicht nicht oder seltener erreicht werde. Drei Befragte gaben an, es könnten andere Netzwerke oder Unterstützungsmöglichkeiten vorliegen und Lesben würden evtl. eher Angebote in Anspruch nehmen, die von Lesben angeboten würden. Zwei Mal wurde die Vermutung geäußert, dass Lesben evtl. nicht wissen, dass ein Frauenhaus ein Ort für sie wäre, da es als Schutzort vor Männergewalt gelte (Anhang, S. XX-XXI).

Danach befragt, ob es lesbische Klientinnen gegeben habe, die ihre sexuellen Identität nicht offenbart hätten, vermuteten 39 % dass dies nicht der Fall gewesen sei, 31,6 % bejahten dies und 29,4 % machten keine Angabe oder waren sich unsicher (Anhang, S. XV). Ohms und Müller stellten in ihrer Untersuchung damals die gleiche Frage, jedoch liegen hierzu keine Daten vor.

Nur 12,5 % (17 Frauenhäuser) sprechen in ihrer Öffentlichkeitsarbeit gezielt lesbische Frauen an. Dagegen hatten sich 44,9 % darüber noch keine Gedanken gemacht, 22,8 % sahen keinen Bedarf, 6,6 % planten dies jedoch zukünftig und ebenfalls 6,6 % taten dies aus anderem Grund nicht. 0,7 % gaben an, sie befürchteten, dadurch heterosexuelle Klientinnen zu verlieren und 5,9 % machten keine Angabe (Abbildung 2, Anhang S. XV).

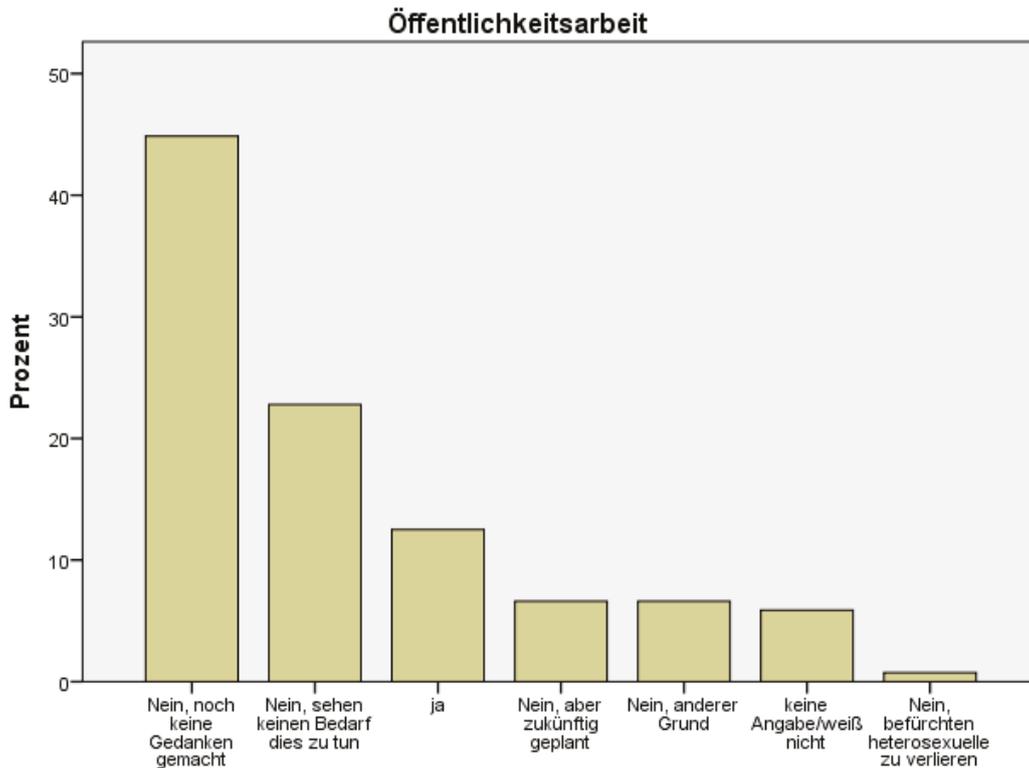


Abbildung 2: Zielgruppenspezifische Ansprache lesbischer Klientinnen (eigene Darstellung)

Interessant zeigt sich hier der Vergleich zur Studie von 2001: Damals gaben 14 % an, lesbische Klientinnen in der Öffentlichkeitsarbeit anzusprechen, während sich 33 % noch keine Gedanken gemacht hatten, 19 % keinen Bedarf sahen, 14 % Lesben nicht gezielt ansprechen wollten und 14 % angaben, die Einrichtung sei offen für alle Frauen. Zu dieser Frage wurden im Rahmen der Untersuchung dieser Masterarbeit auch einige Anmerkungen gemacht, wovon sich beispielsweise fünf Antworten darauf bezogen, dass man selbstverständlich offen für alle sei, „sexuelle Präferenzen zweitrangig“ wären und Lesben nicht extra angesprochen werden müssten. Drei Häuser gaben an, dass sie lesbische Frauen zwar nicht gezielt ansprechen würden, jedoch alle Materialien so formuliert seien, dass diese nicht ausgeschlossen seien (Anhang, S. XXI-XXII).

Insgesamt 44,9 % gaben an, keine Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen zu sehen, 37,5 % waren sich unsicher oder machten keine Angabe und 17,6 % erkannten Unterschiede (Anhang, S. XVI). In der Studie von 2001 wurde nach Unterschieden in der Gewalterfahrung von lesbischen und heterosexuellen Frauen gefragt. Damals sahen 48 % einen Unterschied, 26 % keinen, 15 % hatten keine Erfahrung und 11 % machten keine Angabe. Die Frage ist zwar aufgrund der unterschiedlichen Formulierung nicht eins zu eins vergleichbar, aber trotzdem erstaunt das Ergebnis (Tabelle 2). Damals sah beinahe die Hälfte einen Unterschied, während dies heute nur noch 17,6 % waren und die Mehrheit keinen Unterschied erkennen konnte.

Tabelle 4: Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen, Vergleich mit Ohms & Müller (eigene Darstellung)

	Ohms & Müller 2001	Jahn 2014
	N = 57	N = 136
Ja	48,00%	17,60%
Nein	26,00%	44,90%
Keine Angabe	11,00%	-
Weiß nicht & keine Angabe	-	37,50%
Keine Erfahrung	15,00%	-
Gesamt	100,00%	100,00%

Im offenen Textfeld zu dieser Frage machten 16 Befragte nähere Angaben, welche Unterschiede ihrer Erfahrung nach existieren würden (Anhang, S. XXII-XXIII). Hier gaben fünf Fachkräfte an, Lesben würden eher psychische und soziale Gewalt ausüben als physische. Vier Befragte waren der Meinung, Männer könnten aufgrund der körperlichen Konstitution schneller verletzen als Frauen. Vier Fachkräfte stellten es sich schwierig vor, in einer lesbischen Beziehung patriarchale Strukturen aufrechtzuerhalten und behaupteten, Gewalt wäre dort weniger Machtdemonstration als in heterosexuellen Partnerschaften. Drei Mal wurden unterschiedliche Gewaltmechanismen bzw. unterschiedliche Betroffenheit von struktureller Gewalt benannt. Je eine Befragte gab an, dass Gewalt unter Frauen besonders tiefgängig sei, dass das Tabu bei Lesben größer wäre und ein unterschiedliches Anzeigeverhalten vorliegen würde. Eine Fachkraft sprach davon, dass „Gewalt von Frauen gegen Frauen zumeist seltsam bis nicht glaubwürdig“ sei und vermutete, dass „lesbische Frauen sich leichter aus Gewaltbeziehungen lösen können müssten. (...) Obwohl es möglich wäre, haben wir noch nicht gehört, dass lesbische Täterinnen die Partnerinnen vergewaltigen“ (Anhang, S. XXII, Fall 123). Von den Befragten bei Ohms und Müller sahen dagegen 63 % Lesben als zweifach diskriminiert und 11 % sprachen von starker Tabuisierung von Gewalt unter Lesben.

Spezifisches Wissen über die Lebenslage lesbischer Frauen und Gewalt in lesbischen Beziehungen besaßen 29,4 % der Fachkräfte, 61 % verfügten nicht darüber und 9,6 % machten keine Angabe (Anhang, S. XVI). Dieses Wissen bezogen über die Hälfte (56,9 %) aus fachlichen Quellen, nämlich über Fachliteratur (18 %), Fachtagungen (11,2 %), Gremien und Facharbeitskreise (11,5 %), Fort- bzw. Weiterbildung (10,9 %) und Ausbildung (5,3 %). Alltagswissen wurde aus allgemeiner Literatur (11,5 %) gewonnen, über Austausch im Freundes- und Bekanntenkreis (10,9 %) oder Fernsehsendungen (5 %). 6,2 % gaben an, kein Wissen zu besitzen, 6,2 % machten keine Angabe und 3 % gaben sonstige Informationsquellen (Tabelle 5), wie beispielsweise Informationen von anderen spezialisierten Einrichtungen oder Gespräche mit lesbischen Klientinnen oder lesbischen Kolleginnen, an. Vereinzelt wurden auch Aussagen getroffen wie „Ich glaube nicht, dass wir uns über gleichgeschlechtlich lebende Menschen speziell informieren müssen. Wenn sie Hilfe und Schutz brauchen, bekommen sie diese von uns“ (Anhang, S. XXIII, Fall 4).

Tabelle 5: Informationsquellen (Mehrfachnennungen) (eigene Darstellung)

	Antworten		Prozent der Fälle
	N	Prozent	
Fachliteratur	61	18,00%	44,90%
Gremien	39	11,50%	28,70%
Literatur allgemein	39	11,50%	28,70%
Fachtagungen	38	11,20%	27,90%
Weiterbildung	37	10,90%	27,20%
Freundeskreis	37	10,90%	27,20%
Keine Informationsquellen	21	6,20%	15,40%
keine Angabe	21	6,20%	15,40%
Ausbildung	18	5,30%	13,20%
TV	17	5,00%	12,50%
Sonstige	10	3,00%	7,40%
<b>Gesamt</b>	<b>338</b>	<b>100,00%</b>	<b>248,50%</b>

Im Vergleich zu 2001 zeichnete sich hier eine Veränderung ab: Damals bestand das Wissen zum überwiegenden Teil aus Alltagswissen (68,8 %) und es wurden wenig fachliche Quellen genannt (13,5 % aus regelmäßiger praktischer Erfahrung, Fort- oder Ausbildung).

Fortbildungen zum Thema befürworteten 38,2 %, während diese von 41,2 % als unnötig erachtet wurden und 20,6 % keine Angabe machten (Anhang, S. XVI). Von den Befragten, die Fortbildungen ablehnten, begründeten dies 23,3 % damit, dass es keinen Unterschied zu heterosexuellen Frauen gebe, 21,7 % hielten andere Themen für dringender, 18,3 % hielten ihr vorhandenes Wissen für ausreichend, 15,8 % verfügten über keine freien Kapazitäten, 5,8 % gaben an, Klientinnen an andere Einrichtungen verweisen zu können und 3,3 % betrachteten

lesbische Frauen nicht als Zielgruppe (Tabelle 6). 7,2 % der Fachkräfte gaben sonstige Gründe an, die zum Teil näher ausgeführt wurden, zum Beispiel: „Die Arbeit (...) verändert sich nicht, weil sie lesbisch ist. Meine Arbeit ist immer individuell“ (Anhang, S. XXIV, Fall 6). Andere meinten, es sei bisher nicht relevant gewesen, da sie noch nie eine lesbische Klientin gehabt hätten. Manche leugneten auch Unterschiede: „Lesbische Frauen sind genauso Menschen wie Du und Ich und ich weiß überhaupt nicht, warum die sexuelle Ausrichtung einer Frau oder von vielen Frauen immer noch ein Sonderthema bildet!“ (ebd., Fall 98). Bei Ohms und Müller erachteten noch 62 % Fortbildungen als unnötig. Allerdings liegen hier keine Daten vor, wie viele diese ablehnten oder keine Angabe machten.

Tabelle 6: Ablehnungsgründe für Fortbildungen (Mehrfachnennungen) (eigene Darstellung)

	Antworten		Prozent der Fälle
	N	Prozent	
Erkenne keinen Unterschied	28	23,30%	37,30%
Andere Themen dringender	26	21,70%	34,70%
Wissen ausreichend	22	18,30%	29,30%
Kapazitäten ausgelastet	19	15,80%	25,30%
Sonstiges	9	7,50%	12,00%
Verweisen an andere Einrichtungen	7	5,80%	9,30%
Keine Angabe	5	4,20%	6,70%
Nicht unsere Zielgruppe	4	3,30%	5,30%
<b>Gesamt</b>	<b>120</b>	<b>100,00%</b>	<b>160,00%</b>

Die Frage, ob die sexuelle Orientierung in der Arbeit eine Rolle spielen würde, verneinten 66,9 %, 22,1 % bejahten und 11 % machten keine Angaben oder waren sich unsicher (Anhang, S. XVII). Hierbei handelte es sich wohl um eine nicht ganz eindeutige Frage. Anscheinend war einigen Befragten nicht klar, worauf diese Frage abzielte. Aus den Antworten im offenen Textfeld lassen sich trotzdem interessante Informationen ablesen: „Ich staune immer wieder, dass gleichgeschlechtlich lebende Menschen als Sonderfälle behandelt werden oder behandelt werden sollen. Für mich sind das genauso Menschen wie alle“ (Anhang, S. XXV, Fall 4) oder „für die Mitarbeiterinnen ist es unerheblich, ob die Klientin hetero- oder homosexuell ist/lebt, aber die Klientinnen überlegen sehr genau, in welcher Situation/bei welcher Behörde sie sich outen oder nicht“ (ebd., Fall 28) oder aber „Nein, weil uns jede Frau willkommen ist“ (ebd., Fall 70). Es könnte sein, dass die Frage teilweise dahingehend verstanden wurde, ob die sexuelle Identität negative Auswirkungen auf die Arbeit mit lesbischen Klientinnen hat, was die folgenden Antworten zeigen: „nicht im Kontakt zu den Mitarbeiterinnen,

aber ggf. in der Gruppe der Bewohnerinnen“ (ebd., Fall 78) oder „Wir wünschten es hätte keine Bedeutung, aber es ist leider so“ (ebd., Fall 123).

Im Anschluss daran konnten noch allgemeine Anmerkungen gemacht werden. Die Kommentare waren breit gefächert, von vermeintlich akzeptierender Haltung wie „Ich weiß nicht, wozu eine solche Befragung dient. Ich bin dagegen lesbische Frauen zu diskriminieren“ (Anhang, S. XXV, Fall 4) oder „Mich wundert das Thema. Die sexuelle Ausrichtung eines Menschen sollte kein Thema im fortschrittlichen Deutschland sein“ (ebd., Fall 98), über Interesse an der Thematik „Gibt es eigentlich Institutionen, die sich speziell mit dieser Thematik auseinandersetzen?“ (ebd., Fall 38) bis hin zu offenkundigem Problembewusstsein „Danke dass Sie sich damit beschäftigen. Es ist eine Lücke in unserer Gesellschaft!“ (ebd., Fall 12).

#### **14. Interpretation der Ergebnisse**

Mit 40,1 % konnte eine hohe Rücklaufquote erzielt werden, was einerseits an einem gewissen Interesse für die Thematik liegen könnte, andererseits daran, dass eine Internetumfrage relativ schnell zu beantworten ist. Zudem wurde ein motivierendes Anschreiben versendet und noch einmal an die Befragung erinnert. Alles in allem ist es erfreulich, dass so viele Fachkräfte teilgenommen haben. Nun soll betrachtet werden, wie sich die Situation gefiltert nach bestimmten Kategorien darstellt und welche Auffälligkeiten sich zeigen. Hierfür wird unterschieden nach zielgruppenspezifischer Öffentlichkeitsarbeit, ob Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen erkannt werden und ob Wissen zur Lebenslage lesbischer Frauen und Gewalt in lesbischen Partnerschaften vorhanden ist. Außerdem erfolgt eine Einordnung und Interpretation der Daten.

Betrachtet man zunächst einmal die Einrichtungen, die bereits Kontakt mit Lesben hatten, zeigt sich, dass davon nur 16,2 % diese auch gezielt in der Öffentlichkeitsarbeit ansprachen. Es scheint also keinen direkten Zusammenhang zwischen gezielter Ansprache und Kontakthäufigkeit zu geben. Vergleicht man Einrichtungen mit und ohne Kontakt (Tabelle 7), wird ersichtlich: Bestand bereits Kontakt, sahen 21,6 % Unterschiede zu heterosexuellen Frauen, während aber gleichzeitig 52,7 % keinen erkennen konnten. Damit lagen die Frauenhäuser, die bereits Kontakt hatten, bei beiden Merkmalsausprägungen über dem Durchschnitt. Häuser, die noch nicht in Berührung mit lesbischen Klientinnen gekommen sind, sehen weniger häufig Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen, verfügen über weniger Fachwissen als der Durchschnitt und zeigen auch weniger Interesse an Fortbildungen.

Tabelle 7: Vergleich Kontakt mit lesbischen Klientinnen ja/nein (eigene Darstellung)

<b>Kontakt mit lesbischen Klientinnen</b>			
	Ja (N=74)	Nein (N=56)	Alle (N=136)
Leisten zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit	16,20%	7,10%	12,50%
Sehen Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen	21,60%	12,50%	17,60%
Sehen keine Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen	52,70%	37,50%	44,90%
Verfügen über Fachwissen zum Thema	35,10%	19,60%	29,40%
Verfügen über kein Fachwissen zum Thema	56,80%	73,20%	61,00%
Erachten Fortbildungen für nötig	45,90%	30,40%	38,20%
Erachten Fortbildungen für nicht nötig	37,80%	50,00%	41,20%

Zwar hatten im Vergleich zu 2001 etwa 10 % der Befragten mehr Kontakt mit lesbischen Klientinnen, insgesamt zeigten sich jedoch sehr niedrige Klientinnenzahlen in den vergangenen drei Jahren. Vermutungen, warum so wenige lesbische Klientinnen die Hilfseinrichtung nutzen, gingen oft in Richtung Scham oder Angst vor Diskriminierung oder aber es wurde vermutet, dass Gewalt in lesbischen Partnerschaften seltener vorkommt. Zwei Befragte vermuteten, dass Lesben nicht darüber informiert seien, dass ein Frauenhaus ein Ort für sie wäre. Aufgrund der theoretischen Überlegungen scheinen tatsächlich vor allem Antizipation von Diskriminierung, Scham, Tabuisierung und Unsicherheit, ob sie dieses Angebot nutzen können, eine Rolle zu spielen. In diesem Sinne gingen manche Vermutungen der Fachkräfte in die richtige Richtung. Doch anscheinend wird wenig dagegen unternommen, denn gerade zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit könnte hier Offenheit signalisieren und zeigen, dass lesbische Klientinnen dort willkommen sind.

Fast ein Drittel der Befragten (31,6 %) vermutete, dass es Klientinnen gab, die ihre sexuelle Identität geheim gehalten haben. Damit sind große Erlebensbereiche ausgeklammert, was ungünstig für eine gelingende Beratung sein dürfte. Es könnte allerdings auch zum Ausdruck gebracht werden, dass lesbische Frauen Frauenhäusern gegenüber skeptisch sind und in Antizipation von Diskriminierung ihre Lebensweise verheimlichen.

Nur 12,5 % der Frauenhäuser sprechen in der Öffentlichkeitsarbeit gezielt Lesben an, doch wie bereits ausgeführt, würde genau dies den Klientinnen Offenheit signalisieren. Bedenkt man, dass sich über die Hälfte der Klientinnen in der Studie von Donna Klara (2003) vor Aufnahme einer Therapie über die Haltung der Fachkraft gegenüber lesbischen Lebensweisen vorinformierte. Auf die Frauenhausarbeit übertragen, würde dies bedeuten, dass lesbische Klientinnen vorinformiert wären, wenn sie bereits in der Öffentlichkeitsarbeit angesprochen werden würden. Im Vergleich zur Studie von Ohms und Müller (2001) kann keine

Veränderung festgestellt werden. Die Prozentzahl der Frauenhäuser mit zielgruppenspezifischer Öffentlichkeitsarbeit zeigt sich sogar niedriger und auch die Zahl derer, die sich darüber noch keine Gedanken gemacht hatten (44,5 %) liegt höher als 2001. Es wäre wünschenswert, dass die durchgeführte Befragung dazu dienen konnte, dass die Einrichtungen neu über ihre Haltung zu lesbischen Klientinnen nachdenken. Eine Fachkraft (0,7 %) befürchtete sogar, durch Ansprache von Lesben heterosexuelle Klientinnen zu verlieren, was durchaus als diskriminierend bezeichnet werden kann. Die Kommentare der Befragten zeigten ansonsten oftmals ein Gleichmachen und Leugnen von Unterschieden, etwa „muss nicht extra angesprochen werden“ (Anhang, S. XXII, Fall 94). Doch wie bereits dargelegt, könnte genau das sinnvoll sein, damit lesbische Frauen ihre Skepsis gegenüber der Institution Frauenhaus überwinden können. Dafür sollten sie auch explizit angesprochen werden und nicht, wie so oft, einfach mitgemeint sein. Hier kann teilweise eine erneute Nichtwahrnehmung lesbischer Lebensweisen konstatiert werden.

Werden nur die Frauenhäuser betrachtet, die zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit leisten, zeigt sich Folgendes (Anhang, S. XIX-XX): davon stammen 23,5 % aus Berlin, während aus Bayern nur eines und aus Nordrhein-Westfalen gar keines Lesben anspricht, obwohl in diesen Bundesländern viele Frauenhäuser existieren. Außerdem fällt bezüglich der Trägermerkmale auf, dass es sich hier nur um freie und kommunale Träger handelt, aber keine kirchlichen. Es kann jedoch nicht unterstellt werden, dass kirchliche Träger Lesben nicht ansprechen möchten, da dies auch viele andere Gründe haben könnte. Von der Untergruppe der Einrichtungen, die sich in ihrer Öffentlichkeitsarbeit auch an Lesben richten, hatten bereits 70,6 % Kontakt zu lesbischen Klientinnen (alle Frauenhäuser: 54,4 %) und nur 23,5 % keinen (alle Frauenhäuser: 41,2 %). Hier kann zwar keine Kausalität festgestellt werden, doch die vorliegenden Daten legen nahe, dass Häuser mit spezifischer Ansprache lesbischer Frauen mehr Kontakt zu lesbischen Klientinnen haben als die Frauenhäuser ohne gerichtete Öffentlichkeitsarbeit. Aus dieser Untergruppe erkennen 41,2 % Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen (alle Häuser: 17,6 %) und 82,4 % verfügen über spezifisches Wissen (alle Häuser: 29,4 %). Zudem ist das Interesse an Fortbildungen mit 64,7 % überdurchschnittlich hoch (alle Häuser: 38,2 %). Wer lesbische Frauen in der Öffentlichkeitsarbeit anspricht, scheint überdurchschnittliches Wissen zu besitzen, überdurchschnittliches Interesse an einer Fortbildung zu haben und sensibler für Unterschiede zu sein als der Durchschnitt.

Insgesamt sehen nur wenige Fachkräfte (17,6 %) Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen, was sich 2001 bei Ohms und Müller anders darstellte (48 %). Viele Kommentare zu dieser Frage schienen Männergewalt als schlimmer zu bewerten, was eventuell auf die Meinung, Frauen könnten nicht ernsthaft verletzt, hinweisen könnte. Gewalt in lesbischen Partnerschaften wird anscheinend von einigen Fachkräften noch immer nicht wirklich ernst genommen, was sich für Betroffene äußerst ungünstig auswirken kann. Ebenfalls auffällig war, dass in den offenen Textfeldern kein einziges Mal Homophobie oder Heterosexismus genannt wurden. Es scheint, dass darüber nur wenig Wissen vorhanden ist. Es gab zwar Kommentare, die „unterschiedliche Betroffenheit von struktureller Gewalt“ anführten, doch wurde dies nicht näher ausgeführt, so dass nicht klar ist, was damit gemeint ist. Damit könnten patriarchalische Strukturen gemeint sein und somit auf eine „stärkere“ Betroffenheit heterosexueller Frauen angespielt werden. In einem Fall zeigte sich eine regelrechte Ignoranz und große Zweifel an der Existenz von Gewalt in lesbischen Beziehungen. Hier wurde von der Befragten davon ausgegangen, dass sich Lesben leichter aus Gewaltbeziehungen lösen können müssten und auftretende Gewalt „seltsam bis nicht glaubwürdig“ erscheine.

Betrachtet man nun die Frauenhäuser nach dem Aspekt, ob Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen erkannt werden, zeigt sich: Einrichtungen, die hier Unterschiede angeben, sprechen Lesben überdurchschnittlich häufig in ihrer Öffentlichkeitsarbeit an (29,2 %), besitzen mehr Fachwissen als der Durchschnitt (50 %) und erachten Fortbildungen als wichtiger (54,2 %) (Tabelle 8). Für Frauenhäuser, die keine Unterschiede sehen, gilt umgekehrt: sie leisten weniger zielgruppenspezifische Ansprache, besitzen weniger Fachwissen und erachten Fortbildungen eher für unwichtig; liegen damit aber jeweils nicht weit vom Durchschnitt entfernt.

Tabelle 8: Vergleich Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen ja/nein  
(eigene Darstellung)

<b>Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen</b>			
	Ja (N=24)	Nein (N=61)	Alle (N=136)
Hatten bereits Kontakt mit lesbischen Klientinnen	66,70%	63,90%	54,40%
Hatten noch keinen Kontakt mit lesbischen Klientinnen	29,20%	34,40%	41,20%
Leisten zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit	29,20%	9,80%	12,50%
Verfügen über Fachwissen zum Thema	50,00%	26,20%	29,40%
Verfügen über kein Fachwissen zum Thema	37,50%	72,10%	61,00%
Erachten Fortbildungen für nötig	54,20%	36,10%	38,20%
Erachten Fortbildungen für nicht nötig	33,30%	52,50%	41,20%

Weniger als ein Drittel (29,4 %) der Befragten gab an, über Fachwissen zur Thematik zu verfügen. Betrachtet man jedoch die Informationsquellen, aus denen Wissen zu lesbischen Frauen und Gewalt in lesbischen Beziehungen gewonnen wird, zeigt sich, dass nun 56,9 % fachliche Quellen verwenden. Bei der Studie von 2001 war dieser Prozentsatz viel geringer, dort herrschte überwiegend Alltagswissen vor. Nur ein geringer Bruchteil (5,3 %) bekam im Rahmen der Ausbildung Wissen zu lesbischen Frauen vermittelt.

Vergleicht man nun Einrichtungen mit Fachwissen mit denen ohne, wird deutlich: Wer Fachwissen besitzt, spricht Lesben häufiger in der Öffentlichkeitsarbeit an (35 %), erkennt Unterschiede zu heterosexuellen Frauen (30 %) und ist ebenfalls überdurchschnittlich häufig an einer Fortbildung interessiert (52,5 %) (Tabelle 9).

Tabelle 9: Vergleich Fachwissen über lesbische Klientinnen ja/nein (eigene Darstellung)

<b>Fachwissen über lesbische Klientinnen</b>			
	Ja (N=40)	Nein (N=83)	Alle (N=136)
Hatten bereits Kontakt mit lesbischen Klientinnen	65,00%	50,60%	54,40%
Hatten noch keinen Kontakt mit lesbischen Klientinnen	27,50%	49,40%	41,20%
Leisten zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit	35,00%	2,40%	12,50%
Sehen Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen	30,00%	10,80%	17,60%
Sehen keine Unterschiede zu heterosexuellen Klientinnen	40,00%	53,00%	44,90%
Erachten Fortbildungen für nötig	52,50%	33,70%	38,20%
Erachten Fortbildungen für nicht nötig	30,00%	51,80%	41,20%

Insgesamt bekundeten 41,2 % kein Interesse an einer Fortbildung zu der Thematik, während 38,2 % eine solche befürworteten. Bei der Studie von 2001 zeigte sich dagegen eine Ablehnung von Fortbildungen bei 62 %. Es stellt sich hier die Frage, ob heute mehr Fachkräfte zu einer solchen Fortbildung bereit sind oder die Veränderung eher darauf zurückzuführen ist, dass die soziale Erwünschtheit zu weniger Ablehnung geführt hat und beispielsweise eher die Möglichkeit „weiß nicht“ gewählt oder keine Angabe gemacht wurde. Andererseits könnte es sich auch um eine Verzerrung handeln, da nicht bekannt ist, wie sich die restlichen Antworten bei Ohms und Müller auf Zustimmung und „weiß nicht“ bzw. „keine Angabe“ verteilten. Es kann also nur festgestellt werden, dass die offenkundige Ablehnung in dieser Studie niedriger ist als in der aus dem Jahr 2001. Nachdem die befragten Frauenhäuser bereits getrennt nach unterschiedlichen Gesichtspunkten betrachtet wurden, könnte auch die Schlussfolgerung nahe liegen, dass eher diejenigen an einer Fortbildung interessiert sind, die bereits über Fachwissen verfügen und für Unterschiede sensibel sind. Dies stellt jedoch nur eine vorsichtige Vermutung dar. Dabei würden sich Fortbildungen aber gerade für die Frauenhäuser anbieten, die kein oder nur wenig Wissen besitzen.

## **15. Schlussfolgerungen**

Insgesamt tauchen wenige lesbische Klientinnen in deutschen Frauenhäusern auf und nur wenige Fachkräfte verfügen über Fachwissen über lesbische Klientinnen und Gewalt in lesbischen Beziehungen. Es stellt eher eine Ausnahme dar, wenn ein Frauenhaus zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit leistet und auch das Problembewusstsein kann eher als gering bezeichnet werden. Die ursprünglichen Hypothesen haben sich folglich bestätigt; das Problem Gewalt in lesbischen Beziehungen wird eher als nicht relevant betrachtet und teilweise existierte sogar eine gewisse Verwunderung, weshalb eine solche Befragung überhaupt durchgeführt wird. Bei Betrachtung der Ergebnisse wird deutlich, dass Frauenhäuser mehr zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit leisten müssten und teilweise über zu wenig Fachwissen verfügen, wodurch die Mitarbeiterinnen wenig sensibilisiert sind, sowie über wenig Problembewusstsein verfügen.

### **15.1 Öffnung gegenüber lesbischen Klientinnen**

Zielgruppenspezifischer Öffentlichkeitsarbeit könnte potenziellen Klientinnen Offenheit signalisieren und diese darüber informieren, dass das Frauenhaus auch ein Angebot für sie darstellt. Da lesbische Frauen eine gewisse Skepsis gegenüber öffentlichen oder staatlichen Institutionen zeigen (LesMigraS, 2012), könnten damit auch Ängste vor Diskriminierung und Stigmatisierung abgebaut werden. Auch Marunke und Frenznick (2010a, S. 18f.) sehen hier die Einrichtungen in der Verantwortung, ihre Angebote zu öffnen und dies auch publik zu machen. Da bereits bei vielen heterosexuellen Frauen große Unkenntnis über das Hilfesystem besteht und Frauenhäuser an sich als hochschwellige Angebote gelten, müssen auch lesbische Frauen über die Einrichtung informiert und explizit inkludiert werden. Bedenkt man hier noch einmal die Untersuchung von Donna Klara (2003), die zeigte, dass sich die Hälfte der lesbischen Klientinnen vor Aufnahme einer Therapie über die Haltung der Fachkraft lesbischen Lebensweisen gegenüber vorinformierte, macht dies erneut deutlich, welche Bedeutung diese Frage für die Klientinnen hat.

Frauenhäuser könnten sich gegenüber lesbischen Frauen öffnen, indem sie diese explizit in ihrer Öffentlichkeitsarbeit erwähnen und etwa in Flyern oder Broschüren auch Lesben als Zielgruppe erwähnen. Denkbar wären auch Anzeigen in lesbischen oder lesbisch-schwulen Medien, um ihr Angebot innerhalb der Subkultur bekannt zu machen. Auch andere Materialien innerhalb des Frauenhauses, wie beispielsweise Aufnahmebögen, sollten so formuliert

sein, dass auch die Möglichkeit zugelassen wird, dass eine Frau von einer anderen Frau Gewalt erfahren hat und nicht nur die Formulierung „Täter“, sondern auch „Täterin“ enthalten. Manche lesbische Frauen könnten auch befürchten, dass sie während des Aufenthalts im Frauenhaus ungefragt geoutet werden, beispielsweise gegenüber anderen Klientinnen oder anderen Einrichtungen. Deshalb könnte es sinnvoll sein, darauf hinzuweisen, dass dies nicht geschehen wird und ihnen vertrauliche Behandlung zugesichert wird.

Richtig ist auch, wie eine Befragte anmerkte, dass es statistisch gesehen weniger lesbische als heterosexuelle Partnerschaften gibt. Doch Fakt ist, dass es trotzdem Lesben gibt, die Gewalt in ihrer Beziehung erfahren. Auch für diese Zielgruppe müssen Angebote geschaffen werden, gerade da das Frauenhaus hier eine mögliche und wichtige Anlaufstelle darstellt. Auf der Homepage der Frauenhauskoordinierung können Betroffene mit Hilfe verschiedener Suchparameter nach einem geeigneten Frauenhaus suchen. Es können zum Beispiel verschiedene Kriterien wie Fremdsprachenkenntnisse der Mitarbeiterinnen bzw. Verfügbarkeit von DolmetscherInnen, Barrierefreiheit oder Mitnahme älterer Söhne ausgewählt werden. Eine Spezialisierung für lesbische Klientinnen würde sich ebenfalls anbieten. Damit könnten sich Frauenhäuser, die über spezifisches Wissen verfügen, für lesbische Opfer sichtbar machen. Davon würden auch die Betroffenen profitieren, da sie dann davon ausgehen könnten, dass sie dort nicht auf Diskriminierung oder Unverständnis stoßen, sondern ernst genommen werden würden und Fachwissen vorhanden ist.

Es wurde auch diskutiert, Schutzhäuser für Lesben, Schwule und Trans\* einzurichten, die dem Opfer jedoch kaum ein Schutzgefühl vermitteln könnten. Ursprünglich wurden Frauenhäuser als männerfreie Räume errichtet, da dort Frauen Zuflucht fanden, die in heterosexuellen Beziehungen Gewalt durch ihren Partner erfahren hatten. Dort waren sie also nicht mit Männern oder Männergewalt konfrontiert. Würde man dies auf lesbische Frauen übertragen, würde das bedeuten, sie in diesem speziellen Schutzhaus mit anderen Lesben zu konfrontieren, also mit potenziellen Täterinnen. Außerdem könnte sich eine Täterin dort auch als Opfer darstellen und ebenfalls aufgenommen werden, was wiederum die Opfer gefährden könnte (Marunke & Frenznick, 2010b, S. 18f.). Dieses Problem bestünde aber auch in den aktuell bestehenden Frauenhäusern. Dort könnte sich eine Täterin ebenfalls als Opfer ausgeben, um in die Nähe ihrer Partnerin zu gelangen, was ein weiterer Hinweis darauf ist, dass bei Gewalt in lesbischen Beziehungen genau hingesehen werden muss und Genderstereotype keine Gültigkeit haben.

## 15.2 Wissensaneignung und Sensibilisierung

Dass wenig Wissen vorhanden zu sein scheint, wird einerseits selbst berichtet (61 % geben an, nicht über spezifisches Wissen zu verfügen), andererseits wird dies auch mehr oder weniger deutlich, wenn beispielsweise 44,9 % angeben, keine Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Klientinnen erkennen zu können. Meist wird davon ausgegangen, es wäre genau dasselbe und die sexuelle Identität würde keine Rolle spielen. Es wäre möglich, dass in akzeptierender Haltung Unterschiede geleugnet werden, da davon ausgegangen wird, dass mit einem „ja“ diskriminiert werden würde. Doch das Anerkennen der Unterschiede würde keine Diskriminierung darstellen, sondern Bewusstsein darüber signalisieren, dass eine lesbische Lebensweise faktisch eben nicht dasselbe ist wie eine heterosexuelle. Im Gegenteil könnte sogar eher von Diskriminierung gesprochen werden, wenn lesbische Frauen nicht wahrgenommen werden. Zwar geben nun im Vergleich zu Ohms und Müller (2001) mehr Befragte an, ihr Wissen aus fachlichen Quellen zu beziehen, doch dabei könnte es sich größtenteils um diejenigen handeln, die eben bereits Wissen über lesbische Frauen und deren Lebenslage besitzen.

Die Mehrheit der Fachkräfte schien eher keine Notwendigkeit zu sehen, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Es kann natürlich nicht erwartet werden, dass jedes Frauenhaus auch auf diesem Gebiet absolute Expertise besitzt, doch gewisse Grundkenntnisse über lesbische Lebensweisen und Gewalt in lesbischen Partnerschaften wären wünschenswert und für die Arbeitspraxis hilfreich. Ein solches Grundwissen könnte etwa Gewaltdynamiken in lesbischen Beziehungen, Besonderheiten in der lesbischen Identitätsbildung oder gesellschaftliche Umstände wie Heterosexismus und Homophobie umfassen. Für manche Frauenhäuser könnte sich hier etwa eine Kooperation mit einer Lesbenberatungsstelle oder einer anderen spezialisierten Einrichtungen anbieten. In ländlichen Gebieten würde sich das wahrscheinlich eher schwierig gestalten, da solche Einrichtungen meist ausschließlich in Großstädten zu finden sind. Es werden gut ausgebildete und sensibilisierte Fachkräfte, die über Besonderheiten lesbischer Frauen grundlegend informiert sind und auch eigene heterosexistische und homophobe Anteile reflektiert haben, benötigt.

Manche der Befragten gaben auch an, nur Gewaltbetroffenheit wäre Aufnahmekriterium und die Arbeit wäre immer individuell. Es ist sicherlich richtig, dass Gewalt immer individuell erlebt wird, aber trotzdem müssen Hintergründe einer lesbischen Lebensweise verstanden und einbezogen werden. So fordert auch Finke (2010, S. 221ff.), dass Opferberatung immer

differenziert sein muss und die Unterschiedlichkeit und damit die spezifische Stellung in der Gesellschaft und die damit verbundenen Auswirkungen auf Vulnerabilität und Resilienz berücksichtigt werden müssen. Der oder die Betroffene kann nicht losgelöst von sozialen, kulturellen oder ökonomischen Einflüssen gesehen werden (ebd.). Gesellschaftliche, subkulturelle und soziale Einflüsse prägen lesbische Frauen und haben damit auch Einfluss auf die Verarbeitung erlebter Gewalt.

Wissensvermittlung könnte zum Beispiel in der Ausbildung geschehen, trifft jedoch nur auf einen sehr kleinen Teil (5,3 %) zu. Das Thema sollte mehr in der Ausbildung psychosozialer Berufe verankert werden. Auch für alle (Klinischen) Sozialarbeiterinnen ist dies wichtig, da sie nicht nur im Frauenhaus in Kontakt zu gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen kommen können, sondern auch in jedem anderen Arbeitsbereich, von der Jugend- bis zur Seniorenarbeit. Gerade im Studium der Sozialen Arbeit wird viel Wert darauf gelegt, die Studierenden gegenüber vielen sozialen Minoritäten zu sensibilisieren, während jedoch gleichzeitig nur wenig Wissen über nicht heterosexuelle Lebensweisen vermittelt wird, um die zukünftigen Fachkräfte zu sensibilisieren. Schmauch (2003, S. 1) verweist hier auf die Ausbildungs-Leitlinien und Akkreditierungs-Standards, die der Rat der Sozialarbeits-Ausbildung der USA (Council of Social Work Education) 2002 veröffentlichte. Als eines der Ausbildungsziele wird hier auch „Nondiscrimination and human diversity“ angeführt, das sich auch ausdrücklich auf sexuelle Identität bezieht und hierfür von Vermittlung einer respektvollen Haltung, Fachwissen und Fertigkeiten spricht. Schmauch sieht die Soziale Arbeit dazu verpflichtet, gleichgeschlechtlich lebende KlientInnen bei der Verwirklichung ihrer Liebes- und Lebensform zu unterstützen und sie vor Diskriminierung zu schützen. Dies begründet sie unter anderem mit dem Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit und dem zugehörigen Verbot der Diskriminierung und Benachteiligung von Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung (ebd., S. 2).

Neben der Ausbildung könnte Fachwissen auch über Fortbildungen gewonnen werden, doch viele Befragte hielten diese für nicht nötig. Es könnte hier der Eindruck entstehen, dass eher diejenigen an Fortbildungen interessiert sind, die bereits Wissen besitzen. Dabei wäre es jedoch wichtig, genau denjenigen, die kein oder kaum Wissen (oder nur Alltagswissen) besitzen, zu erreichen und ihnen Grundkenntnisse zu vermitteln. Über die Vermittlung von Wissen, etwa durch die Verankerung in der psychosozialen Ausbildung und Fortbildungen könnte ein gewisses Problembewusstsein und Sensibilität geschaffen werden. Neben einem gewissen

Grundwissen ist eine offene, akzeptierende und empathische Haltung schon alleine aus (berufs)ethischen Gründen geboten.

Betrachtet man das, was sich lesbische Klientinnen wünschen, zeigt sich: sie möchten keine Pathologisierung erfahren und erwarten Offenheit und Akzeptanz. Andererseits möchten sie aber auch keine positive Diskriminierung oder einen Sonderstatus erhalten, sondern vielmehr normal behandelt werden. Häufig wird gewünscht, dass sich Fachkräfte besser über lesbische Lebensweisen informieren und fortbilden, damit ein gewisses Basiswissen vorhanden ist. So kann ausgeschlossen werden, dass heterosexuelle Standards auf gleichgeschlechtliche Beziehungen angewandt werden. Oft wird auch eine Auseinandersetzung der Fachkraft mit eigenen homophoben und homoerotischen Anteilen als sinnvoll erachtet (Donna Klara, 2003, S. 44f.). Auch Wiesendanger (S. 107f.) plädiert für Selbsterfahrung mit eigenen homoerotischen und homophoben Anteilen, da angelesenes Wissen alleine nicht genüge. Es müsse auch ein Bewusstsein über eigene Anteile geschaffen werden, um erkennen zu können, wie beispielsweise eine heterosexuelle Fachkraft lesbische oder schwule Menschen diskriminiert, ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein (ebd., S. 109). Sensibles Verhalten als Fachkraft würde unter anderem auch eine sensible Wortwahl inkludieren, die der Selbstwahrnehmung und den Lebensumständen der Klientin gerecht wird (Frossard, 2000, zit. n. Wolf, 2004, S. 318), so dass beispielsweise von „Partner oder Partnerin“ gesprochen wird.

Da auch alle psychosozialen Fachkräfte in einer heterosexistischen Welt aufgewachsen sind und womöglich negative Bilder von lesbischen Frauen verinnerlicht haben, kann auch bei einer offenen Beraterin eine unbewusste Voreingenommenheit vorliegen. Diese würde noch verstärkt werden, wenn in der Ausbildung Homosexualität, wenn überhaupt, als Pathologie vermittelt wird oder wurde. Gerade deshalb ist es so wichtig, dass jede Fachkraft ihre Wahrnehmung dafür schärft, Ausdrücke zu erkennen, die Lesben unterschwellig pathologisieren oder abwerten (Frossard, 2002a, S. 88f.). Fachkräfte unterschätzen oft, wie schwierig es für Klientinnen sein kann, über ihre lesbische Identität zu sprechen oder können Probleme damit nicht nachvollziehen, vor allem wenn sie selbst wertschätzend gegenüber lesbischen Frauen sind (ebd., S. 95).

Neben Ansätzen für die Frauenhausarbeit bzw. Anti-Gewalt-Arbeit und Sozialarbeit allgemein müssen auch auf anderen Ebenen Veränderungen erfolgen. So ist die lesbische Subkultur ebenfalls eine wichtige Adressatin, da Gewalt dort tabuisiert oder bagatellisiert wird. Auch lesbische (und schwule) Medien und lesbische Beratungsstellen müssen verstärkt in die

Öffentlichkeitsarbeit eingebunden werden. Lesbischen Frauen muss Wissen darüber vermittelt werden, wie Gewalt auftreten kann und wie damit auch innerhalb der Subkultur umgegangen werden könnte. Bisher verschweigen lesbische Medien die Existenz von Gewalt und Gewaltverhalten wird als solches nicht erkannt und auch nicht sanktioniert (Marunke & Frenznick, 2010a, S. 18f.). In dieser Befragung (ebd., S. 6) wussten mehr als 60 % der lesbischen Frauen nicht, wohin sie sich bei Gewalt in der Partnerschaft wenden könnten. Um das allgemeine Problembewusstsein zu verstärken, wären etwa Posterkampagnen, eine stärkere Zusammenarbeit mit Medien und lesbischen Berühmtheiten möglich, um so eine breitere Zielgruppe zu erreichen. Daneben wären auch Angebote für Täterinnen oder mobile und proaktive Interventionen denkbar. Außerdem sollte auch das Bewusstsein in Beratungsstellen und bei der Polizei für Gewalt in lesbischen Partnerschaften erhöht werden (ebd., S. 20).

## **16. Fazit und Ausblick**

In der Frauenhausarbeit erscheint es wichtig, ein gewisses Problembewusstsein und Grundinteresse an der Thematik der Gewalt in lesbischen Partnerschaften zu schaffen. Außerdem sollte das Thema nicht heterosexuelle Lebensweisen unbedingt stärker in der Ausbildung verankert und auch mehr Fortbildungen angeboten werden. Für eine offene und akzeptierende Haltung ist eine Sensibilität der Fachkräfte nötig. Jede einzelne Beraterin im Frauenhaus sollte hier auf eine sensible Sprache achten und auch die Möglichkeit zulassen, dass es sich um eine Täterin handeln könnte. Wenn vermutet wird, dass eine Klientin ihre sexuelle Identität verheimlicht, sollte dies offen angesprochen werden, da ansonsten große Erlebensbereiche in der Beratung ausgeklammert sind. Weiterhin sollten alle Materialien der Frauenhäuser lesbische Beziehungen explizit inkludieren, womit in diesem Bereich der individuelle Heterosexismus zumindest zum Teil beseitigt wäre.

Für die Klinische Sozialarbeit allgemein wird deutlich, wie wichtig es ist, Stereotype kritisch zu hinterfragen und zu reflektieren. Bei manchen Befragten konnte etwa der Eindruck entstehen, dass es noch immer schwierig vorstellbar scheint, dass auch Frauen Täterinnen sein können. Die Existenz von Gewalt in Frauenbeziehungen stellt hier die Stereotype der sanften Frau als Opfer und des aggressiven Mannes als Täter in Frage. Dies stößt nicht nur in gleichgeschlechtlichen Beziehungen an Grenzen, sondern kann auch im Hinblick auf heterosexuelle Beziehungen Auswirkungen haben. Auch dort gibt es männliche Opfer weiblicher Gewalt oder auch gegenseitige Gewalt. Es soll ebenfalls nicht unerwähnt bleiben, dass es noch eine Vielzahl anderer Identitäten gibt, die in dieser Masterthesis nicht berücksichtigt wurden, wie

zum Beispiel inter- oder transsexuelle Menschen. Für diese Minoritäten könnte sich das Thema Gewalt in Paarbeziehungen noch schwieriger darstellen, gerade da deutlich wurde, wie hoch die Hürden bereits für lesbische Frauen sind, sich professionelle Unterstützung zu holen.

Da sich die Datenlage zur Verbreitung von Gewalt in lesbischen Partnerschaften insgesamt sehr dünn zeigt, ist mehr Forschung nötig, auch wenn sich der Zugang zum Klientel schwierig gestaltet. Interessant wäre es auch zu untersuchen, ob sich in Zukunft Veränderungen bei deutschen Frauenhäusern hinsichtlich der Offenheit lesbischen Frauen gegenüber ergeben. Es besteht die Hoffnung, dass sich manche Frauenhausmitarbeiterinnen bei der Beantwortung des Fragebogens Gedanken über die Thematik gemacht haben und damit eventuell ein Anstoß gegeben wurde, über die Haltung lesbischen Klientinnen gegenüber nachzudenken.

In jeder Arbeit mit Menschen, egal welcher sexuellen Identität, ist eine Grundhaltung des bedingungslosen Akzeptierens unumgänglich. Bezogen auf lesbische Lebensweisen ist damit die wirkliche und ehrliche Haltung gemeint, diese als tatsächlich gleichwertig anzusehen. Anderenfalls ist die professionelle Arbeit mit lesbischen Frauen unverantwortlich und kann zu großen Verletzungen führen (Wiesendanger, 2001, S. 104f.). Noch einmal sei betont, dass die wohlmeinende Haltung, Lesben seien Menschen wie alle anderen und es bestünden keine Unterschiede zu heterosexuellen Menschen, nicht zutreffend ist, da tief greifende Unterschiede existieren. Darüber sollte jede Fachkraft informiert sein, damit die Klientin nicht gezwungen ist, sich und ihre Lebensweise zu erklären, da sie damit leicht in eine Rechtfertigungs- oder Abwehrhaltung geraten kann (ebd., S. 106).

Um noch einmal zu verdeutlichen, warum der Einbezug der sexuellen Identität auch bei Gewalt in der Partnerschaft so wichtig ist, soll hier erneut Edinger (2006, S. 13f.) zitiert werden. Er vergleicht die Verfolgungsgeschichte von Lesben und Schwulen mit der Unterdrückung der Frau. Keine Fachkraft würde übersehen, dass die Klientin eine Frau ist und welche Konsequenzen dies für ihre Entwicklung, für ihre Identität und ihre aktuellen Probleme hat. Homosexualität wird dagegen als solcher Einfluss viel leichter ausgeblendet. Stellt man sich die Frage, was Homosexualität für Lesben bedeutet, kann es darauf nur eine Antwort geben: das, was Heterosexualität für Heterosexuelle bedeutet - also eigentlich ziemlich viel (ebd., S. 15). Dies sollte in jeder Arbeit mit nicht heterosexuellen Menschen beachtet werden, gerade in der Frauenhaus- und Anti-Gewalt-Arbeit.

## Literaturverzeichnis

- ADS Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2008). *Forschungsprojekt Diskriminierung im Alltag: Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft*. Verfügbar unter:  
[http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/forschungsprojekt\\_diskriminierung\\_im\\_alltag.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/forschungsprojekt_diskriminierung_im_alltag.pdf?__blob=publicationFile) [13.11.13]
- Albright, M. & Alcantara-Thompson, D. (2011). *Contextualizing Domestic Violence from a LGBTQ Perspective*. Verfügbar unter: <http://nwnetwork.org/wp-content/uploads/2011/06/2011-Intersections-in-Practice-Article.pdf> [12.11.13]
- Amberg, E. (2010). *Sag' mir wo die Lesben sind? Lesben in der Presse: Studie anhand von vier Münchner Tageszeitungen*. Verfügbar unter:  
[http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl\\_files/downloads/LeTRa\\_Vortrag\\_8-7-2010\\_final%20homepage.pdf](http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl_files/downloads/LeTRa_Vortrag_8-7-2010_final%20homepage.pdf) [06.11.13]
- BGH Bündnis gegen Homophobie (2012). *Bündnisreport 2012: Schwerpunkt Homosexualität im Alter*. Verfügbar unter:  
[http://www.buendnis.lsvd.de/index.php/download.html?file=tl\\_files/pdf/infomaterial/bghReport2012.pdf](http://www.buendnis.lsvd.de/index.php/download.html?file=tl_files/pdf/infomaterial/bghReport2012.pdf) [03.11.13]
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2004). *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland: Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Langfassung*. Verfügbar unter:  
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/langfassung-studie-frauen-teil-eins,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true> [24.03.14]
- Bordt, E.-M. (2008). Frauenhäuser. In D. Kreft & I. Mielenz (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit: Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (S. 323-325). Weinheim: Juventa.
- Broken Rainbow (2008). *Arbeit mit Partnerinnen*. Verfügbar unter:  
[http://taeterinnen.org/material\\_de/kap\\_%20VIII\\_Partnerarbeit.pdf](http://taeterinnen.org/material_de/kap_%20VIII_Partnerarbeit.pdf) [09.11.13]
- Burk, C. (1999). *Think, Re-think: Woman-to-woman domestic violence*. Verfügbar unter:  
<http://nwnetwork.org/wp-content/uploads/2011/11/Think-Re-think-Woman-to-Woman-DV.pdf> [30.11.13]
- DFK Deutsches Forum Kriminalprävention/BMJ Bundesministerium der Justiz (Hrsg.) (2003). *Arbeitsgruppe: Primäre Prävention von Gewalt gegen Gruppenangehörige – insbesondere junge Menschen: Materialsammlung: Hasskriminalität: Ein Überblick aus kriminologischer Sicht*. Verfügbar unter:  
[http://www.kriminalpraevention.de/downloads/as/gewaltpraev/hatecrime/Hasskriminalologische\\_Sicht.pdf](http://www.kriminalpraevention.de/downloads/as/gewaltpraev/hatecrime/Hasskriminalologische_Sicht.pdf) [13.11.13]
- Donna Klara e. V. Psychosoziale Frauenberatungsstelle (2003). *Lesbische Frauen in der Psychotherapie: Hintergründe, Umfrageergebnisse und Empfehlungen*. Verfügbar unter: [http://www.donna-klara.de/downloads/2000\\_Lesbische%20Frauen%20in%20Psychotherapie.pdf](http://www.donna-klara.de/downloads/2000_Lesbische%20Frauen%20in%20Psychotherapie.pdf) [09.11.13]

- Donovan, C.; Hester, M.; Holmes, J. & McCarry, M. (2006). *Comparing Domestic Abuse in Same Sex and Heterosexual Relationships*. Verfügbar unter: <http://www.bris.ac.uk/sps/research/projects/completed/2006/rc1307/rc1307finalreport.pdf> [13.11.13]
- Edinger, M. (2006). Eingangsreferat: Von der Ausgrenzung zur Ausblendung? Der Umgang mit der Homosexualität als entscheidender Faktor in Beratung und Therapie mit Lesben und Schwulen. In LeTRa/Sub e. V. (Hrsg.), *gleich - ganz - anders: Dokumentation der Fachtagung zur Bedeutung schwuler und lesbischer Identität in Beratung und Therapie am 10. März 2006* (S. 8-17). Verfügbar unter: [http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl\\_files/downloads/gleich\\_anders.pdf](http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl_files/downloads/gleich_anders.pdf) [01.11.13]
- Finke, B. (2010). Vorurteilsmotivierte Hassgewalt und diversityorientierte Beratung. In J. Hartmann & ado e. V. (Hrsg.), *Perspektiven professioneller Opferhilfe: Theorie und Praxis eines interdisziplinären Handlungsfelds* (S. 207-231). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- FRA European Union Agency for Fundamental Rights (o.J.). *Fragen und Antworten zum Bericht über Homophobie*. Verfügbar unter: [http://www.humanrights.ch/upload/pdf/120706\\_Homophobie\\_FRA.pdf](http://www.humanrights.ch/upload/pdf/120706_Homophobie_FRA.pdf) [03.11.13]
- FRA European Union Agency for Fundamental Rights (2009). *Bekämpfung von Diskriminierung, Belästigung und Gewalt gegenüber Lesben und Schwulen in der EU*. Verfügbar unter: [http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra\\_uploads/380-MR\\_hdgso\\_part2\\_de.pdf](http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/380-MR_hdgso_part2_de.pdf) [03.11.13]
- Frossard, J. (2002a). Grundlagen der Psychotherapie und Beratung bei lesbischen und bisexuellen Frauen. In U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger & W. Roth (Hrsg.), *Gleich und doch anders: Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen* (S. 73-103). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frossard, J. (2002b). Lesbische Paare. In U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger & W. Roth (Hrsg.), *Gleich und doch anders: Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen* (S. 141-152). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gammerl, B. (2010). Eine Regenbogengeschichte. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 15-16/2010, 7-13. Verfügbar unter: <http://www.bpb.de/system/files/pdf/J32BRH.pdf> [25.11.13]
- Girshick, L. (2004). *Woman-to-woman sexual violence*. Verfügbar unter: [http://test31.biocom.arizona.edu/agency\\_updates/2004/06-Wingspan.pdf](http://test31.biocom.arizona.edu/agency_updates/2004/06-Wingspan.pdf) [09.11.13]
- Gloor, D. & Meier, H. (2010). Zahlen und Fakten zum Thema häusliche Gewalt. In Fachstelle für Gleichstellung Stadt Zürich u. a. (Hrsg.), *Häusliche Gewalt erkennen und richtig reagieren: Handbuch für Medizin, Pflege und Beratung* (S. 17-36). Bern: Hans Huber.
- Gold, D.; Fisher, J. & Ohms, C. (2010). *The European Dimension: Research results on strategies of community response and LBT communities*. Verfügbar unter: [http://www.lars-europe.eu/en/material/3\\_european\\_synthesis\\_report.pdf](http://www.lars-europe.eu/en/material/3_european_synthesis_report.pdf) [01.12.13]
- Häder, M. (2010). *Empirische Sozialforschung: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Hagemann-White, C. (2008). Vorwort. In GiG-net (Hrsg.), *Gewalt im Geschlechterverhältnis: Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis* (S. 7-10). Opladen: Barbara Budrich.
- Hark, U. (27.03.2013). „Auch in lesbischen Beziehungen wird gedroht und geschlagen“: Interview mit Brigitte Dähler. *Tagesanzeiger*. Verfügbar unter: <http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Auch-in-lesbischen-Beziehungen-wird-gedroht-und-geschlagen-/story/26501343> [29.11.13]
- Helfferrich, C.; Kavemann, B. & Rixen, S. (2012). *Bestandsaufnahme zur Situation der Frauenhäuser, der Fachberatungsstellen und anderer Unterstützungsangebote für gewaltbetroffene Frauen und deren Kinder: Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Verfügbar unter: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/bericht-der-bundesregierung-frauenhaeuser,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [01.11.13]
- Hussy, W.; Schreier, M. & Echterhoff, G. (2010). *Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Heidelberg: Springer.
- IKG Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (2011). *Deutsche Zustände: Das entsicherte Jahrzehnt: Presseinformation zur Präsentation der Langzeituntersuchung Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*. Verfügbar unter: [http://www.uni-bielefeld.de/ikg/Handout\\_Fassung\\_Montag\\_1212.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/ikg/Handout_Fassung_Montag_1212.pdf) [13.11.13]
- Kavemann, B. (2009). Täterinnen - die Gewaltausübung von Frauen im privaten Raum im Kontext der feministischen Diskussion über Gewalt im Geschlechterverhältnis. *Neue Kriminalpolitik*, 21, 46-49. Verfügbar unter: [http://www.neue-kriminalpolitik.nomos.de/fileadmin/nk/doc/NK\\_09\\_02.pdf](http://www.neue-kriminalpolitik.nomos.de/fileadmin/nk/doc/NK_09_02.pdf) [09.11.13]
- Kavemann, B. (2010). Unterstützungsangebote bei Gewalt im Geschlechterverhältnis: Innovationen und Herausforderungen. In J. Hartmann & ad e. V. (Hrsg.): *Perspektiven professioneller Opferhilfe: Theorie und Praxis eines interdisziplinären Handlungsfelds* (S. 233-258). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klocke, U. (2012). *Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen*. Verfügbar unter: [http://www.psychologie.hu-berlin.de/prof/org/download/klocke2012\\_1](http://www.psychologie.hu-berlin.de/prof/org/download/klocke2012_1) [03.11.13]
- Knapp, H. (2010). Therapie mit Frauenpaaren. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, 9, 93-105.
- Küpper, B. & Zick, A. (2012). *Homophobie in Nordrhein-Westfalen: Sonderauswertung der Studie „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“*. Verfügbar unter: <https://broschueren.nordrheinwestfalendirekt.de/herunterladen/der/datei/studie-homophobie-pdf/von/homophobie-in-nordrhein-westfalen/vom/mgepa/1029> [17.11.13]
- Lamnek, S.; Luedtke, J.; Ottermann, R. & Vogl, S. (2012). *Tatort Familie: Häusliche Gewalt Im gesellschaftlichen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- LesMigraS Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e. V. (2012) (Hrsg.). „...*Nicht so greifbar und doch real*“: Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland. Verfügbar unter: [http://www.lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsaeetze...%29/Dokumentation%20Studie%20web\\_sicher.pdf](http://www.lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsaeetze...%29/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf) [01.11.13]
- LSVD Lesben- und Schwulenverband in Deutschland e. V. (2014). Stand der Gleichstellung. Verfügbar unter: <http://www.lsvd.de/recht/lebenspartnerschaft/stand-der-gleichstellung.html> [25.04.14]
- Maier, M. S. (2010). Bekennen, Bezeichnen, Normalisieren: Paradoxien sexualitätsbezogener Diskriminierungsforschung. In U. Hormel & A. Scherr (Hrsg.), *Diskriminierung: Grundlagen und Forschungsergebnisse* (S. 151-172). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marunke, K. & Frenznick, M. (2010a). *Empirical Analysis I: L(G)BT Communities handling domestic violence in women-to-women relationships*. Verfügbar unter: [http://www.lars-europe.eu/en/material/1rst\\_national\\_report\\_germany.pdf](http://www.lars-europe.eu/en/material/1rst_national_report_germany.pdf) [01.12.13]
- Marunke, K.; Frenznick, M. (2010b): *Research report II: General approaches of community response to domestic violence and the L(G)BT community*. Verfügbar unter: [http://www.lars-europe.eu/en/material/1rst\\_national\\_report\\_germany.pdf/2nd\\_national\\_report\\_germany.pdf](http://www.lars-europe.eu/en/material/1rst_national_report_germany.pdf/2nd_national_report_germany.pdf) [01.12.13]
- Mößbauer, U. (2006). Paar-Weise-Lesbisch, lesbische Paare in Beratung und Therapie. In LeTRa/Sub e. V. (Hrsg.), *gleich - ganz - anders: Dokumentation der Fachtagung zur Bedeutung schwuler und lesbischer Identität in Beratung und Therapie am 10. März 2006* (S. 27-29). Verfügbar unter: [http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl\\_files/downloads/gleich\\_anders.pdf](http://www.lettra.de/lettra/downloads.html?file=tl_files/downloads/gleich_anders.pdf) [01.11.13]
- NRC DV National Resource Center on Domestic Violence (2007). *LGBT Communities and Domestic Violence: Information & Resources: Key Issue Dynamics of Domestic Violence*. Verfügbar unter: [http://www.vawnet.org/Assoc\\_Files\\_VAWnet/NRC\\_LGBTDVDynamicsofDomesticViolence.pdf](http://www.vawnet.org/Assoc_Files_VAWnet/NRC_LGBTDVDynamicsofDomesticViolence.pdf) [30.11.13]
- Ohms, C. (2006). *Broken Rainbow: Gewalt gegen Lesben und häusliche Gewalt in lesbischen Zusammenhängen - Auswertung der Erhebungsbögen der Lesbenberatungsstellen und Lesbentelefone: Erhebungszeitraum 2002 und 2004*. Verfügbar unter: [http://www.broken-rainbow.de/material/BR\\_Bundeserhebung\\_02\\_04.pdf](http://www.broken-rainbow.de/material/BR_Bundeserhebung_02_04.pdf) [01.11.13]
- Ohms, C. (2008a). *Das Fremde in mir: Gewaltdynamiken in Liebesbeziehungen zwischen Frauen: Soziologische Perspektiven auf ein Tabuthema*. Bielefeld: transcript.
- Ohms, C. (2008b). „Ich bin mir dann so fremd...“: Gewaltdynamiken in Beziehungen zwischen Frauen. In Rubicon Beratungszentrum für Lesben und Schwule (Hrsg.), *„UnSichtbar!?!“: Häusliche Gewalt im Leben von Lesben, Schwulen und Transgender: Interdisziplinärer Fachtag der Landeskoordination Anti-Gewalt-Arbeit für Lesben und Schwule in NRW* (S. 6-15). Verfügbar unter: <http://vielfalt-statt-gewalt.de/fileadmin/vielfalt-statt-gewalt/pdf/UnSichtbar%20H%E4usliche%20Gewalt.pdf> [01.11.13]

- Ohms, C. & Dräger, N. (2006). Frankfurter Präventionskonzept: Beispiele für lesbische und schwule Fachberatung: Prävention und Intervention. In W. Heitmeyer & M. Schröttle (Hrsg.), *Gewalt: Beschreibungen - Analysen - Prävention* (S. 372-384). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Ohms, C. & Müller, K. (2001). *Gut aufgehoben? Zur psychosozialen Versorgung lesbischer Frauen mit Gewalt- und/oder Diskriminierungserfahrungen im europäischen Vergleich*. Verfügbar unter: [http://www.lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsaeetze...%29/gut\\_aufgehoben.pdf](http://www.lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsaeetze...%29/gut_aufgehoben.pdf) [01.11.13]
- Ohms, C. & Stehling, K. (2006). *Gewalt gegen Lesben - Gewalt gegen Schwule: Thesen zu Differenzen und Gemeinsamkeiten*. Verfügbar unter: [http://www.academia.edu/5550643/Gewalt\\_gegen\\_Lesben\\_-\\_Gewalt\\_gegen\\_Schwule\\_Thesen\\_zu\\_Differenzen\\_und\\_Gemeinsamkeiten](http://www.academia.edu/5550643/Gewalt_gegen_Lesben_-_Gewalt_gegen_Schwule_Thesen_zu_Differenzen_und_Gemeinsamkeiten) [25.11.13]
- Pauls, H. (2011): *Klinische Sozialarbeit: Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung*. Weinheim: Juventa.
- Pötschke, M. (2009). Potentiale von Online-Befragungen: Erfahrungen aus der Hochschulforschung. In N. Jakob, H. Schoen & T. Zerback (Hrsg.), *Sozialforschung im Internet: Methodologie und Praxis der Online-Befragung* (S. 75-90). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Porst, R. (2014). *Fragebogen: Ein Arbeitsbuch*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Raithel, J. (2008). *Quantitative Forschung: Ein Praxiskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rauchfleisch, U. (2011). *Schwule - Lesben - Bisexuelle: Lebensweisen - Vorurteile - Einsichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ristock, J. (2005). *Relationship Violence in Lesbian/Gay/Bisexual/Transgender/Queer (LGBTQ) Communities: Moving Beyond a Gender-Based Framework*. Verfügbar unter: <http://www.mincava.umn.edu/documents/lgbtqviolence/lgbtqviolence.pdf> [12.11.13]
- Schmauch, U. (2003). *Berufsrolle, sexuelle Orientierung und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Verfügbar unter: [http://www.gleichgeschlechtliche-lebensweisen.hessen.de/global/show\\_document.asp?id=aaaaaaaaaaaaahgj](http://www.gleichgeschlechtliche-lebensweisen.hessen.de/global/show_document.asp?id=aaaaaaaaaaaaahgj) [05.12.13]
- Schmid, G. (2010). Die Situation von Frauen, die Gewalt in der Paarbeziehung erleben. In Fachstelle für Gleichstellung Stadt Zürich u. a. (Hrsg.), *Häusliche Gewalt erkennen und richtig reagieren: Handbuch für Medizin, Pflege und Beratung* (S. 37-51). Bern: Hans Huber.
- Sigusch, V. (2010). Homosexuelle zwischen Verfolgung und Emanzipation. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 15-16/2010*, 3-7. Verfügbar unter: <http://www.bpb.de/system/files/pdf/J32BRH.pdf> [25.11.13]
- Soine, S. & Zinn, A. (2006). Lesben und Schwule - auf unterschiedliche Weise Opfer von Übergriffen: Fachwissenschaftliche Analyse. In W. Heitmeyer & M. Schröttle (Hrsg.), *Gewalt: Beschreibungen - Analysen - Prävention* (S. 344-364). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Steffens, M. C. (2010). Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 15-16/2010*, 14-20. Verfügbar unter: <http://www.bpb.de/system/files/pdf/J32BRH.pdf> [25.11.13]

- Steffens, M. C. & Geisler, P. (2009). *Folgen internalisierter Homonegativität*. Verfügbar unter: [http://www.vlsp.de/system/files/100823\\_WSHomonegativitaet.pdf](http://www.vlsp.de/system/files/100823_WSHomonegativitaet.pdf) [01.11.13]
- Steffens, M. C. & Wagner, C. (2009). Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen. In A. Beelmann & K. J. Jonas (Hrsg.), *Diskriminierung und Toleranz: Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven* (S. 241-262). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strauß, B. (2007). Sexuelle Entwicklung im Kontext soziokulturellen Wandels. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz*, 50, 2-10.
- Thielsch, M. (2010). *Online-Befragungen in der Praxis: Vor- und Nachteile*. Verfügbar unter: [http://www.uniparkblog.de/wp-content/uploads/2010/11/unipark\\_thielsch\\_2010.pdf](http://www.uniparkblog.de/wp-content/uploads/2010/11/unipark_thielsch_2010.pdf) [14.04.14]
- TNLR The Network la Red (o.J.). *Information for Domestic Violence Providers about: LGBTQ Partner Abuse*. Verfügbar unter: [http://www.avp.org/storage/documents/Training%20and%20TA%20Center/2010\\_TNLR\\_Partner\\_Abuse\\_Handout\\_for\\_Providers.pdf](http://www.avp.org/storage/documents/Training%20and%20TA%20Center/2010_TNLR_Partner_Abuse_Handout_for_Providers.pdf) [24.11.13]
- UN Generalversammlung Menschenrechtsrat (2011). *Diskriminierende Gesetze, Praktiken und Gewalthandlungen gegen Einzelpersonen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität: Bericht der Hohen Kommissarin der Vereinten Nationen für Menschenrechte*. Verfügbar unter: <http://arc-international.net/wp-content/uploads/2011/12/AHRC1941.pdf> [03.11.13]
- WADS Wiener Antidiskriminierungsstelle (o.J.). *Gegen Gewalt in lesbischen Beziehungen: Information - Bestärkung - Auseinandersetzung*. Verfügbar unter [http://www.lars-europe.eu/en/material/local\\_austria\\_broschuere.pdf](http://www.lars-europe.eu/en/material/local_austria_broschuere.pdf) [25.11.13]
- Walters, M. L.; Chen, J. & Breiding, M. J. (2013). *The National Intimate Partner and Sexual Violence Survey (NISVS): 2010 Findings on Victimization by Sexual Orientation*. Verfügbar unter: [http://broken-rainbow.de/web/wp-content/uploads/2013/02/NISVS\\_SOfindings\\_2013.pdf](http://broken-rainbow.de/web/wp-content/uploads/2013/02/NISVS_SOfindings_2013.pdf) [01.11.13]
- Waser, G. (2002). Interaktion zwischen Homosexualität und psychischen Störungen: allgemeine Gesichtspunkte. In U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger & W. Roth (Hrsg.), *Gleich und doch anders: Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen* (S. 177-181). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Watzlawik, M. (2004). *Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen*. Aachen: Jugendnetzwerk Lambda NRW e. V.
- Watzlawik, M. & Heine, N. (Hrsg.) (2009). *Sexuelle Orientierungen: Weg vom Denken in Schubladen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wiesendanger, K. (2001). *Schwule und Lesben in Psychotherapie, Seelsorge und Beratung: Ein Wegweiser*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wiesendanger, K. (2002). Wo liegt das Problem? Heterosexismus, Homophobie und internalisierte Homophobie. In U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger & W. Roth (Hrsg.), *Gleich und doch anders: Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen* (S. 53-72). Stuttgart: Klett-Cotta.

- Wolf, G. (2004). *Erfahrungen und gesundheitliche Entwicklungen lesbischer Frauen im Coming-Out-Prozess*. Herbolzheim: Centaurus.
- Wolf, G. (2006). Methodische Probleme bei der Analyse von antilesbischer und antischwuler Gewalt: Kommentar zur fachwissenschaftlichen Analyse. In W. Heitmeyer & M. Schrötte (Hrsg.), *Gewalt: Beschreibungen - Analysen - Prävention* (S. 365-371). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wolf, G. (2008). *Entwicklungsprozesse homosexueller Identitäten*. Verfügbar unter: <http://www.vlsp.de/node/30> [24.11.13]
- Zerback, T.; Schoen, H.; Jakob, N. & Schlereth, S. (2009). Zehn Jahre Sozialforschung mit dem Internet – eine Analyse zur Nutzung von Online-Befragungen in den Sozialwissenschaften. In N. Jakob, H. Schoen & T. Zerback (Hrsg.), *Sozialforschung im Internet: Methodologie und Praxis der Online-Befragung* (S. 15-32). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zick, A.; Küpper, B. & Hövermann, A. (2011). *Die Abwertung der Anderen: Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Verfügbar unter: <http://library.fes.de/pdf-files/do/07905-20110311.pdf> [03.12.13]

# Anhang

## A.1 Fragebogen von Ohms & Müller 2001

**Befragung zur Erfassung von Angeboten für lesbische Frauen mit Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen**

Wir bedanken uns vorab für Ihre Mitwirkung an dieser Befragung. Für das Ausfüllen des Fragebogens benötigen Sie etwa 20 Minuten Zeit. Ihre Angaben sind nicht persönlich zurückführbar, jedoch ist eine Zuordnung zu Ihrer Institution möglich.

Stempel

**Daten zu Ihrer Einrichtung**

Name und Adresse ihrer Einrichtung:	Die Einrichtung wird finanziell gefördert von:
_____	Bund: _____
_____	Land: _____
Träger der Einrichtung ist:	Kommune: _____
_____	Kirche: _____
Anzahl der Fachkräfte: _____	Stiftung(en): _____
Festangestellte: _____	Spenden: _____
Honorarbasis: _____	Sonstiges: _____

**2. Werden Lesben in der Selbstdarstellung Ihrer Einrichtung gezielt angesprochen?**

Ja, sie werden gezielt angesprochen durch:

\_\_\_\_\_

Nein, der Gedanke ist uns noch nicht gekommen:

\_\_\_\_\_

Nein, wir haben uns aus folgenden Gründen dagegen entschieden:

\_\_\_\_\_

**3. Kommen offen lebende lesbische Frauen in Ihre Einrichtung?**

Ja.                       Nein.                       Weiß nicht.

**4. Wenn ja, wie viel haben im vergangenen Jahr Ihre Angebote wahrgenommen?**

\_\_\_\_\_

5. Vermuten Sie, dass einige Ihrer Klientinnen lesbische Frauen sind, dies aber nicht kundgetan haben?

Ja.

Nein.

Weiß nicht.

6. Wie schätzen Sie Ihre persönlichen Erfahrungen in der Beratung von lesbischen Frauen oder deren Angehörigen in den vergangenen drei Jahren ein?

Ist so gut wie nie vorgekommen.

Habe regelmäßige Erfahrung.

Ist eher die Ausnahme.

Ist für mich Beratungsalltag.

7. Mit welchen Themen kommen lesbische Frauen in Ihre Einrichtung? (Mehrfachnennung ist möglich)

Coming-Out

Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen im öffentlichen Nahraum (Nachbarschaft, Wohnumfeld)

Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen im öffentlichen Raum (Straße, öffentliche Verkehrsmittel usw.)

Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen am Arbeitsplatz

Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen in der Herkunftsfamilie

Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen in der Wahlfamilie (z.B. FreundInnenkreis)

Sexualisierte Gewalterfahrungen

Gewalt in lesbischen Partnerschaften

Isolation / Einsamkeit

Kinderwunsch und / oder Mutterschaft

Informationen zu rechtlichen Fragestellungen

Beziehungs- und Trennungsprobleme

Sonstige psychische Probleme

Weitere Themen: \_\_\_\_\_

8. Bitte geben Sie an, welche Angebote Ihre Einrichtung für Lesben hat:

Psychologische Beratung

Juristische Beratung

Gynäkologische Beratung

Zweisprachige Angebote für lesbische Migrantinnen

(Angeleitete) Selbsthilfegruppen für Lesben mit Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen

Opferbetreuung

Andere: \_\_\_\_\_

9. Denken Sie, dass es einen Unterschied in der Gewalterfahrung von Lesben und Schwulen gibt?

Ja, zum Beispiel \_\_\_\_\_

Nein, denke ich nicht.

10. Denken Sie, dass es einen Unterschied in der Gewalterfahrung von lesbischen und heterosexuellen Frauen gibt?

---

---

---

11. Woher beziehen Sie und Ihre MitarbeiterInnen Ihre Kenntnisse über weibliche Homosexualität? (Mehrfachnennungen sind möglich)

- Habe kaum Informationen
- Durch Fernsehsendungen
- Durch Artikel in Zeitungen und Zeitschriften
- Durch Veröffentlichungen von lesbischen und / oder lesbisch-schwulen Organisationen
- Durch Literatur
- Durch kollegialen Austausch im Team
- Durch Austausch in Gremien und Facharbeitskreisen
- Durch Gespräche im Freundes- und Bekanntenkreis
- Durch Fachtagungen, Workshops, Seminare
- Als Thema in der Ausbildung
- Eigene Erfahrungen

Weitere: \_\_\_\_\_

12. Haben Sie eine Datei, auf die sie zurückgreifen können, um zum Beispiel auf lesbische bzw. lesbisch-schwule Einrichtungen im Umfeld von 50 km verweisen zu können?

Nein.

Ja, mit folgendem Inhalt: \_\_\_\_\_

13. Arbeiten Sie mit lesbischen und / oder lesbisch-schwulen Organisationen zusammen?

Nein.

Ja, mit \_\_\_\_\_

14. An wen verweisen Sie lesbische Frauen mit Gewalt- und / oder Diskriminierungserfahrungen?

---

---

---

**15. Können Sie die spezifischen Kenntnisse, die lesbische Mitarbeiterinnen aufgrund ihrer Lebenssituation haben, für Ihre Arbeit nutzen?**

Ja, weil \_\_\_\_\_

Nein, weil wir dies nicht als notwendig erachten.  
wir keine offen lesbische Mitarbeiterin haben.

**16. Erachten Sie persönlich Fortbildungen in Ihrer Einrichtung für notwendig, die auf die besondere Lebenssituation lesbisch lebender Frauen eingehen?**

Ja, weil \_\_\_\_\_

Nein, weil \_\_\_\_\_

**17. Würden Sie an einer solchen Fortbildung teilnehmen?**

Ja.

Nein, weil \_\_\_\_\_

**18. Möchten Sie noch Anmerkungen zu dem Thema dieser Befragung machen?**

---

---

---

**19. Angaben zu Ihrer Person:**

Weiblich männlich Alter: \_\_\_\_\_ Jahre

Beruf: \_\_\_\_\_

Beratungserfahrung: \_\_\_\_\_ Jahre

Ausbildungshintergrund: \_\_\_\_\_

**20. Wären Sie bereit, Ihre Einrichtung als mögliche Anlaufstelle für Lesben mit Gewalterfahrungen in einer Adressdatei des EU-Projekts im Internet zu veröffentlichen?**

Ja. Nein, weil \_\_\_\_\_

**21. Möchten Sie weiterhin über das Projekt informiert werden?**

Ja. Nein.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Mitwirkung!

## A.2 Eigene Untersuchung

### A.2.1 Einladungs-Anschreiben am 20.12.2013

Liebe Kolleginnen,

als ehemalige Praktikantin im Frauenhaus studiere ich derzeit im Master Soziale Arbeit im 4. Semester an der Hochschule Coburg und beschäftige mich im Rahmen meiner Masterarbeit mit der Situation lesbischer Klientinnen im Frauenhaus. In diesem Zusammenhang möchte ich eine kurze, aber umfassende Befragung zu spezifischen Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen in Frauenhäusern in Deutschland durchführen. Dabei geht es nun um Ihre Erfahrungen in Ihrer Einrichtung. Bitte nehmen Sie auch an dieser Umfrage teil, wenn sie bisher noch keine Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen haben oder sich nicht sicher sind, da auch dies eine wertvolle Information für mich darstellt.

Dafür habe ich einen kurzen Fragebogen konstruiert, dessen Bearbeitung etwa 10 Minuten in Anspruch nimmt. Die Auswertung Ihrer Angaben erfolgt anonymisiert und somit ist kein Rückschluss auf Ihre Person oder Ihre Einrichtung möglich.

Aus ökonomischen Gründen habe ich die Form der Online-Befragung gewählt. Thema ist Gewalt in lesbischen Beziehungen, das heißt, für die Beantwortung der Fragen beachten Sie bitte, dass es nur um Frauen geht, die Gewalt in einer lesbischen Beziehung erlebt haben. Dies schließt Frauen ein, die sich selbst als bisexuell definieren und in einer intimen Beziehung mit einer Frau Gewalt erfahren haben. Andere Kontexte, wie beispielsweise Gewalt in der Herkunftsfamilie, sollen bei dieser Befragung nicht berücksichtigt werden.

Unter folgendem Link können Sie an der Online-Befragung teilnehmen:

<http://www.onlineumfragen.com/login.cfm?umfrage=48535>

Die Umfrage kann bis zum 15. Januar 2014 beantwortet werden. Falls Sie Interesse an den Ergebnissen haben, informiere ich Sie gerne darüber. Teilen Sie mir dies einfach per E-mail oder im offenen Feld zu Anmerkungen zu dieser Studie mit.

Ich bedanke mich im Voraus herzlich für Ihre Mitwirkung an dieser Befragung!

Cornelia Jahn

### A.2.2 Erinnerungs-Anschreiben am 10.01.2014

Liebe Kolleginnen,

vor einiger Zeit schickte ich Ihnen eine Einladung zur Teilnahme an der Online-Umfrage im Rahmen meiner Masterarbeit zum Thema lesbische Klientinnen im Frauenhaus.

Wenn Sie bereits an meiner Umfrage teilgenommen haben, danke ich Ihnen recht herzlich dafür! Sie haben mir damit sehr weitergeholfen, da ich hier auf Ihre Erfahrungen in der Praxis angewiesen bin.

Falls Sie noch nicht daran teilgenommen haben, aber gerne daran teilnehmen möchte, hier noch einmal der Link zur Umfrage:

<http://www.onlineumfragen.com/login.cfm?umfrage=48535>

Die Umfrage wird noch bis einschließlich Mittwoch, 15. Januar 2014 geöffnet sein. Die Auswertung Ihrer Angaben erfolgt selbstverständlich anonymisiert, es ist kein Rückschluss auf Ihre Person oder Ihre Einrichtung möglich.

Bei Interesse an den Ergebnissen der Befragung senden Sie mir bitte eine E-mail; ich werde Sie dann gerne informieren.

Vielen Dank für Ihre Mithilfe und freundliche Grüße

Cornelia Jahn

## A.3 Eigener Fragebogen

### Vorwort

#### Lesbische Klientinnen im Frauenhaus

Ich begrüße Sie herzlich zur Umfrage für meine Masterarbeit!

Im Folgenden geht es nun um Ihre Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen. Bitte beachten Sie bei der Beantwortung der Fragen, dass es nur um Frauen geht, die Gewalt in einer lesbischen Beziehung erlebt haben. Dies schließt Frauen ein, die sich selbst als bisexuell definieren und in einer intimen Beziehung mit einer Frau Gewalt erfahren haben. Andere Kontexte, wie beispielsweise Gewalt in der Herkunftsfamilie, sollen bei dieser Befragung nicht berücksichtigt werden.

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme!

Cornelia Jahn

#### Autor

Cornelia Jahn

### Hinweis

Zunächst möchte ich Sie um einige statistische Angaben zu Ihrer Einrichtung bitten:

#### Frage 1

Anzahl der Fachkräfte in Ihrer Einrichtung

Weiß nicht/Keine Angabe

#### Frage 2

Anzahl der ehrenamtlichen Kräfte in Ihrer Einrichtung

Weiß nicht/Keine Angabe

#### Frage 3

Anzahl der Zimmer für hilfesuchende Frauen und Kinder

Weiß nicht/Keine Angabe

#### Frage 4

Anzahl der Bewohnerinnenplätze (ohne Kinder)

Weiß nicht/Keine Angabe

### Frage 5

Anzahl der Plätze für Kinder



Weiß nicht/Keine Angabe

### Frage 6

In welchem Bundesland befindet sich Ihre Einrichtung?

Drop-Down-Liste:

Weiß nicht/Keine Angabe Baden-Württemberg

Bayern

Berlin

Brandenburg

Bremen

Hamburg

Hessen

Mecklenburg-Vorpommern

Niedersachsen

Nordrhein-Westfalen

Rheinland-Pfalz

Saarland

Sachsen

Sachsen-Anhalt

Schleswig-Holstein

Thüringen

### Frage 7

Träger Ihrer Einrichtung?

(aus Datenschutzgründen werden nur übergeordnete Trägermerkmale erfragt)

Drop-Down-Liste:

Weiß nicht/Keine Angabe kirchlicher Träger

kommunaler Träger

freier Träger

andere (bitte im Textfeld angeben)

Falls anderer Träger, hier bitte eintragen:

### Frage 8

Hatten Sie in Ihrer Einrichtung bereits Kontakt mit einer lesbisch lebenden Klientin, die Gewalt in einer lesbischen Beziehung erfahren hat?



ja



nein



Weiß nicht/Keine Angabe

Wenn NEIN, was vermuten Sie, warum lesbische Klientinnen bisher keinen Kontakt mit Ihrer Einrichtung hatten?

### Frage 9

Schätzen Sie bitte, wie viele lesbische Klientinnen Ihre Einrichtung in den vergangenen drei Jahren kontaktiert/aufgesucht haben?

Weitere Bemerkungen zu dieser Frage:

### Frage 10

Vermuten Sie, dass einige Klientinnen lesbisch sind/waren, sich aber nicht offenbart haben?

- ja
- nein
- Weiß nicht/Keine Angabe

### Frage 11

Spricht Ihre Einrichtung in der Öffentlichkeitsarbeit gezielt auch lesbische Frauen an?

- Ja
- Nein, darüber haben wir uns noch keine Gedanken gemacht
- Nein, aber wir planen dies zukünftig
- Nein, wir sehen keinen Bedarf, lesbische Frauen gezielt anzusprechen
- Nein, da sich unsere Einrichtung ausschließlich an heterosexuelle Klientinnen richtet
- Nein, wir befürchten, dadurch heterosexuelle Klientinnen zu verlieren
- Nein, anderer Grund (bitte im Textfeld angeben)
  
- Weiß nicht/Keine Angabe

Weitere Bemerkungen zu dieser Frage:

### Frage 12

Gibt es Ihrer Erfahrung nach Unterschiede zwischen Gewalt in lesbischen und Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften?

- Ja
- Nein, ich denke nicht
- Weiß nicht/ich bin unsicher

Wenn JA, welche Unterschiede bestehen Ihrer Erfahrung nach?

### Frage 13

Besitzen Sie oder eine Kollegin spezifisches Wissen über Gewalt in lesbischen Beziehungen bzw. über die Lebenslage lesbischer Frauen?

- ja
- nein
- Weiß nicht/Keine Angabe

### Frage 14

Woher beziehen Sie Informationen über Gewalt in lesbischen Beziehungen bzw. über die Lebenslage lesbischer Frauen?

Mehrfachantwort möglich

- Ausbildung
- Fortbildung, Weiterbildung
- Fachtagungen, Seminare
- Fachliteratur
- Gremien, Facharbeitskreise
- Zeitungen, Zeitschriften, allgemeine Literatur (nicht fachspezifisch)
- Austausch im Freundes- und Bekanntenkreis
- Fernsehsendungen
- Wir haben keine Informationen
- Sonstige Informationsquellen (bitte unten im Textfeld angeben)
  
- Weiß nicht/Keine Angabe

Sonstige Informationsquellen:

**Frage 15**

Erachten Sie Fortbildungen für Ihre Einrichtung zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen für notwendig?

- ja
- nein
- Weiß nicht/Keine Angabe

Weitere Bemerkungen zu dieser Frage:

**Frage 16**

Warum erachten Sie Fortbildungen zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen für nicht notwendig?

Mehrfachantwort möglich

- Unser vorhandenes Wissen ist ausreichend
- Andere Themen sind dringender
- Lesbische Klientinnen sind nicht unsere Zielgruppe
- Unsere Kapazitäten sind ausgelastet
- Wir sehen keinen Unterschied zu Gewalt in heterosexuellen Beziehungen
- Wir können an andere spezialisierte Einrichtungen verweisen
- Sonstige Gründe... (bitte unten im Textfeld angeben)
  
- Weiß nicht/Keine Angabe

Weitere Bemerkungen zu dieser Frage:

**Frage 17**

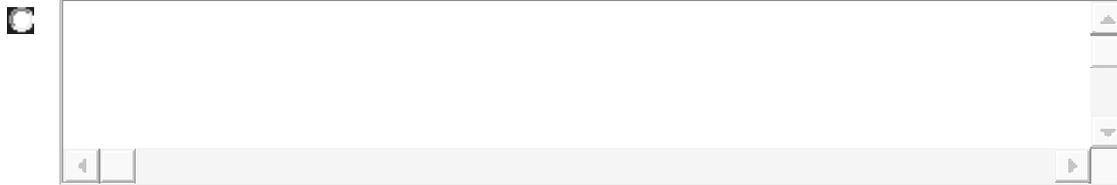
Ist Ihrer Erfahrung nach die sexuelle Orientierung Ihrer Klientin für Ihre Arbeit von Bedeutung?

- ja
- nein
- Weiß nicht/Keine Angabe

Hier können Sie die jeweilige Antwort begründen:

### Frage 18

Haben Sie noch Anmerkungen zu dieser Befragung?



Zum Abschluss möchte ich Sie noch kurz um einige statistische Angaben zu Ihrer Person bitten:

### Frage 19

Wie alt sind Sie?



### Frage 20

Wie ist Ihre Berufsbezeichnung?

Drop-Down-Liste:

Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin (Bachelor)

Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin (Diplom)

Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin (Master)

Psychologin (Bachelor)

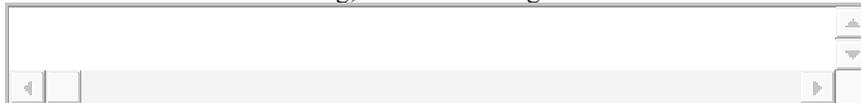
Psychologin (Diplom)

Psychologin (Master)

Erzieherin

andere Berufsbezeichnung... (bitte im Textfeld angeben)

Falls andere Berufsbezeichnung, hier bitte eintragen:



### Frage 21

Seit ca. wie vielen Jahren sind Sie im Frauenhaus beruflich tätig?

Drop-Down-Liste:

Weiß nicht/Keine Angabe unter 1 Jahr

1 bis 2 Jahre

2 bis 5 Jahre

5 bis 10 Jahre

11 bis 15 Jahre

16 bis 20 Jahre

21 bis 30 Jahre

über 30 Jahre

**Danke**

**Lesbische Klientinnen im Frauenhaus**

Vielen Dank dass Sie teilgenommen haben!

#### A.4 Deskriptive Statistiken

**Anzahl der Fachkräfte (gruppiert)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
1-2 Fachkräfte	103	75,7	75,7	75,7
3-4 Fachkräfte	22	16,2	16,2	91,9
Gültig 5-6 Fachkräfte	5	3,7	3,7	95,6
keine Angabe/weiß nicht	6	4,4	4,4	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

**Anzahl der Ehrenamtlichen (gruppiert)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
keine Angabe/weiß nicht	53	39,0	39,0	39,0
1-5 Ehrenamtliche	49	36,0	36,0	75,0
11-20 Ehrenamtliche	15	11,0	11,0	86,0
Gültig 6-10 Ehrenamtliche	11	8,1	8,1	94,1
21-30 Ehrenamtliche	4	2,9	2,9	97,1
31 und mehr Ehrenamtliche	4	2,9	2,9	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

**Anzahl der verfügbaren Zimmer (gruppiert)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
6-10 Zimmer	70	51,5	51,5	51,5
1-5 Zimmer	32	23,5	23,5	75,0
Gültig 11-20 Zimmer	26	19,1	19,1	94,1
21-30 Zimmer	7	5,1	5,1	99,3
keine Angabe/weiß nicht	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

**Anzahl der Bewohnerinnenplätze (gruppiert)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig				
6-10 Bewohnerinnenplätze	65	47,8	47,8	47,8
1-5 Bewohnerinnenplätze	27	19,9	19,9	67,6
11-20 Bewohnerinnenplätze	25	18,4	18,4	86,0
21-30 Bewohnerinnenplätze	10	7,4	7,4	93,4
keine Angabe/weiß nicht	8	5,9	5,9	99,3
31 und mehr Bewohnerinnenplätze	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

**Anzahl der Plätze für Kinder (gruppiert)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig				
6-10 Kinderplätze	48	35,3	35,3	35,3
11-20 Kinderplätze	47	34,6	34,6	69,9
keine Angabe/weiß nicht	25	18,4	18,4	88,2
1-5 Kinderplätze	12	8,8	8,8	97,1
21-30 Kinderplätze	4	2,9	2,9	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Bundesland

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig Baden-Württemberg	26	19,1	19,1	19,1
Nordrhein-Westfalen	23	16,9	16,9	36,0
Bayern	17	12,5	12,5	48,5
Hessen	11	8,1	8,1	56,6
Niedersachsen	11	8,1	8,1	64,7
Sachsen	8	5,9	5,9	70,6
Thüringen	8	5,9	5,9	76,5
Sachsen-Anhalt	7	5,1	5,1	81,6
Berlin	6	4,4	4,4	86,0
Rheinland-Pfalz	5	3,7	3,7	89,7
Brandenburg	4	2,9	2,9	92,6
Mecklenburg-Vorpommern	4	2,9	2,9	95,6
Schleswig-Holstein	3	2,2	2,2	97,8
Hamburg	2	1,5	1,5	99,3
Saarland	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Träger des Frauenhauses

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig freier Träger	93	68,4	68,4	68,4
kirchlicher Träger	28	20,6	20,6	89,0
kommunaler Träger	12	8,8	8,8	97,8
keine Angabe	3	2,2	2,2	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Bereits Kontakt zu lesbischen Klientinnen?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig Ja	74	54,4	54,4	54,4
Nein	56	41,2	41,2	95,6
weiß nicht, keine Angabe	6	4,4	4,4	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Geschätzte Anzahl lesbischer Klientinnen in den vergangenen drei Jahren

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
eine Klientin	32	23,5	23,5	23,5
keine Angabe/weiß nicht	23	16,9	16,9	40,4
Keine	22	16,2	16,2	56,6
drei Klientinnen	22	16,2	16,2	72,8
zwei Klientinnen	19	14,0	14,0	86,8
Gültig fünf Klientinnen	7	5,1	5,1	91,9
vier Klientinnen	5	3,7	3,7	95,6
zehn Klientinnen	3	2,2	2,2	97,8
sechs Klientinnen	2	1,5	1,5	99,3
elf Klientinnen	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Lesbisch lebende Klientinnen die sich nicht offenbart haben?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Nein	53	39,0	39,0	39,0
Gültig Ja	43	31,6	31,6	70,6
weiß nicht/keine Angabe	40	29,4	29,4	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Werden lesbische Klientinnen in Ihrer Öffentlichkeitsarbeit angesprochen?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Nein, noch keine Gedanken gemacht	61	44,9	44,9	44,9
Nein, sehen keinen Bedarf dies zu tun	31	22,8	22,8	67,6
Ja	17	12,5	12,5	80,1
Gültig Nein, aber zukünftig geplant	9	6,6	6,6	86,8
Nein, anderer Grund	9	6,6	6,6	93,4
keine Angabe/weiß nicht	8	5,9	5,9	99,3
Nein, befürchten heterosexuelle zu verlieren	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

**Gibt es Ihrer Erfahrung nach Unterschiede zwischen lesbischen  
und heterosexuellen Klientinnen?**

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Nein, denke ich nicht	61	44,9	44,9	44,9
	Weiß nicht/ich bin unsicher	51	37,5	37,5	82,4
	Ja, es gibt Unterschiede	24	17,6	17,6	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

**Wissen**

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Nein	83	61,0	61,0	61,0
	Ja	40	29,4	29,4	90,4
	weiß nicht/keine Angabe	13	9,6	9,6	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

**Woher beziehen Sie Ihr Wissen? (Mehrfachnennungen)**

	Antworten		Prozent der Fälle
	N	Prozent	
Fachliteratur	61	18,00%	44,90%
Gremien	39	11,50%	28,70%
Literatur allgemein	39	11,50%	28,70%
Fachtagungen	38	11,20%	27,90%
Weiterbildung	37	10,90%	27,20%
Freundeskreis	37	10,90%	27,20%
Keine Informationsquellen	21	6,20%	15,40%
keine Angabe	21	6,20%	15,40%
Ausbildung	18	5,30%	13,20%
TV	17	5,00%	12,50%
Sonstige	10	3,00%	7,40%
Gesamt	338	100,00%	248,50%

**Erachten Sie Fortbildung für nötig?**

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Nein	56	41,2	41,2	41,2
	Ja	52	38,2	38,2	79,4
	weiß nicht/keine Angabe	28	20,6	20,6	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

**Warum erachten Sie Fortbildungen für unnötig? (Mehrfachnennungen)**

	Antworten		Prozent der Fälle
	N	Prozent	
Erkenne keinen Unterschied	28	23,30%	37,30%
Andere Themen dringender	26	21,70%	34,70%
Wissen ausreichend	22	18,30%	29,30%
Kapazitäten ausgelastet	19	15,80%	25,30%
Sonstiges	9	7,50%	12,00%
Verweisen an andere Einrichtungen	7	5,80%	9,30%
Keine Angabe	5	4,20%	6,70%
Nicht unsere Zielgruppe	4	3,30%	5,30%
Gesamt	120	100,00%	160,00%

**Spielt die sexuelle Orientierung in Ihrer Arbeit eine Rolle?**

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Nein	91	66,9	66,9	66,9
	Ja	30	22,1	22,1	89,0
	weiß nicht/keine Angabe	15	11,0	11,0	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

**Alter der Befragten (gruppiert)**

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	51-60 Jahre	53	39,0	39,0	39,0
	41-50 Jahre	34	25,0	25,0	64,0
	31-40 Jahre	23	16,9	16,9	80,9
	keine Angabe	11	8,1	8,1	89,0
	20-30 Jahre	9	6,6	6,6	95,6
	61 Jahre und älter	6	4,4	4,4	100,0
	Gesamt	136	100,0	100,0	

### Beruf der Befragten

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig				
Sozialpädago- gin/Sozialarbeiterin Diplom	74	54,4	54,4	54,4
Sonstige	15	11,0	11,0	65,4
keine Angabe	14	10,3	10,3	75,7
Sozialpädago- gin/Sozialarbeiterin Ba- chelor	10	7,4	7,4	83,1
Pädagogin Diplom	8	5,9	5,9	89,0
Sozialpädago- gin/Sozialarbeiterin Master	5	3,7	3,7	92,6
Erzieherin	5	3,7	3,7	96,3
Psychologin Diplom	4	2,9	2,9	99,3
Psychologin Master	1	,7	,7	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

### Berufserfahrung der Befragten

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig				
11-15 Jahre	25	18,4	18,4	18,4
21-30 Jahre	24	17,6	17,6	36,0
16-20 Jahre	23	16,9	16,9	52,9
2-5 Jahre	19	14,0	14,0	66,9
6-10 Jahre	17	12,5	12,5	79,4
keine Angabe/weiß nicht	14	10,3	10,3	89,7
1-2 Jahre	9	6,6	6,6	96,3
unter einem Jahr	3	2,2	2,2	98,5
über 30 Jahre	2	1,5	1,5	100,0
Gesamt	136	100,0	100,0	

A.5 Ergebnisse gefiltert nach Öffentlichkeitsarbeit = Ja

<b>Bundesland</b>					
	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente	
Gültig	Berlin	4	23,5	23,5	23,5
	Baden-Württemberg	3	17,6	17,6	41,2
	Hessen	2	11,8	11,8	52,9
	Bayern	1	5,9	5,9	58,8
	Hamburg	1	5,9	5,9	64,7
	Mecklenburg-Vorpommern	1	5,9	5,9	70,6
	Niedersachsen	1	5,9	5,9	76,5
	Rheinland-Pfalz	1	5,9	5,9	82,4
	Sachsen-Anhalt	1	5,9	5,9	88,2
	Schleswig-Holstein	1	5,9	5,9	94,1
	Thüringen	1	5,9	5,9	100,0
	Gesamt	17	100,0	100,0	

<b>Träger</b>					
	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente	
Gültig	freier Träger	14	82,4	82,4	82,4
	kommunaler Träger	3	17,6	17,6	100,0
	Gesamt	17	100,0	100,0	

<b>Kontakt</b>					
	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente	
Gültig	Ja	12	70,6	70,6	70,6
	Nein	4	23,5	23,5	94,1
	Weiß nicht/keine Angabe	1	5,9	5,9	100,0
	Gesamt	17	100,0	100,0	

### Unterschiede

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Ja, es gibt Unterschiede	7	41,2	41,2
	Nein, denke ich nicht	6	35,3	76,5
	Weiß nicht/ich bin unsicher	4	23,5	100,0
	Gesamt	17	100,0	100,0

### Wissen

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Ja	14	82,4	82,4
	Nein	2	11,8	94,1
	Weiß nicht/keine Angabe	1	5,9	100,0
	Gesamt	17	100,0	100,0

## A.6 Kommentare der Befragten zu einzelnen Fragen

*Kommentare zu Frage Nr. 8 „Wenn NEIN, was vermuten Sie, warum lesbische Klientinnen bisher keinen Kontakt mit Ihrer Einrichtung hatten?“*

- Fall 3: Scheint in lesbischen Beziehungen kein Thema zu sein, außerdem mengenmäßig ja auch weniger lesbische als heterosexuelle Beziehungen
- Fall 11: Wie bei allen Frauen: Scham, haben vielleicht andere Möglichkeiten
- Fall 15: Andere Netzwerke/Unterstützungsmöglichkeiten
- Fall 21: Möglicherweise aus Schamgefühl von einer Frau Gewalt erlebt zu haben
- Fall 45: Noch ein Tabuthema
- Fall 46: Ist nicht bekannt
- Fall 47: Weil sie nicht wissen, dass ein Frauenhaus ein Ort für sie ist
- Fall 48: Ich hatte noch keinen Kontakt, ich weiß nicht, ob vor meiner Beschäftigung lesbische Klientinnen in der Einrichtung waren
- Fall 53: Es gab lesbische Klientinnen, die jedoch Gewalt von Männern erfahren hatten
- Fall 59: Hemmschwelle, weil Frauenhäuser als Schutzhäuser vor Männergewalt gelten
- Fall 60: Wir hatten eine lesbische Klientin, die allerdings Gewalt mit dem Kindsvater erlebt hat
- Fall 63: Erste Vermutung: es gibt weniger Gewalt in lesbischen Beziehungen. Zweite Vermutung: Die Hemmschwelle, ein Frauenhaus aufzusuchen, ist größer, vielleicht aus Angst vor Diskriminierung durch andere Bewohnerinnen.
- Fall 69: Aus Angst sich zu öffnen
- Fall 70: Vielleicht wird es nicht klar genug gesagt, dass es sich um Gewalt von einer PartnerIN handelt. Es kommt sehr selten vor.

- Fall 75: Frauenhaus ist im ländlichen Raum. Vermutlich ist es für betroffene Frauen noch schwieriger sich zu outen. Wenn doch, werden sie auf die Anonymität der Großstadt L. zurückgreifen, die nur ca. 25 km vom Standort des Frauenhauses zu erreichen ist.
- Fall 77: Bisher nur eine lesbische Klientin, die Gewalt in ihrer Herkunftsfamilie erlebt hat, nicht im Beziehungskontext. Ich vermute, dass Aspekte der Tabuisierung und Stigmatisierung bei Betroffenen hier von größerer Bedeutung sind. Frauen kämpfen mit Schuldgefühlen, Ängsten und Scham, wenn sie sich nach außen öffnen (und z. B. in ein FH gehen). Bei lesbischen Frauen könnte die Schamgrenze höher liegen. Außerdem spielt die Schwere der Gewalt eine wichtige Rolle beim Hilfesuchverhalten (vgl. BRZANK 2012) - es muss eine hohe Schwere der Gewalt erreicht sein, bis sich eine Frau ans Hilfesystem wendet - es könnte zu vermuten sein, dass in lesbischen Beziehungen dieser massive Schweregrad seltener erreicht wird, so dass sich Frauen an ein Frauenhaus wenden.
- Fall 87: Keine begründeten Vermutungen
- Fall 102: Gewalt in gleichgeschlechtlichen Beziehungen könnte evtl. in geringerer Anzahl vertreten sein. Wenn Gewalt vorfällt, könnte die Hemmschwelle sich jemandem anzuvertrauen höher sein.
- Fall 104: Möglicherweise suchen Lesben Hilfe bei Hilfsangeboten, die erklärtermaßen von Lesben angeboten werden.
- Fall 114: Frauenhaus im ländlichen Raum
- Fall 116: Das kann ich nicht einschätzen. Vielleicht liegt es daran, dass ein großer Anteil der Bewohnerinnen Migrantinnen sind.
- Fall 121: Lesbisch ja, aber Gewalt nicht in lesbischer Beziehung erfahren
- Fall 124: Sozial nicht akzeptiert
- Fall 133: Noch mehr tabuisiert als in heterosexuellen Beziehungen

*Kommentare zu Frage Nr. 9 „Schätzen Sie bitte, wie viele lesbische Klientinnen Ihre Einrichtung in den vergangenen drei Jahren kontaktiert/aufgesucht haben?“*

- Fall 87: Meinen Sie nun lesbische Frauen, die aus einer lesbischen Partnerschaft in der es Gewalt gab, geflohen sind? Eine Bewohnerin, auf die das zutrifft, hatten wir der Einschätzung des Teams nach nicht. Ansonsten: wir hatten ein junges lesbisches Paar, das vor den Herkunftsfamilien flüchtete. Darüber hinaus hat sich zwischen 2 anderen Bewohnerinnen während des FH-Aufenthalts eine Partnerschaft entwickelt.
- Fall 124: Beide vom gleichen Täter (Ehemann der einen) bedroht und geschlagen

*Kommentare zu Frage Nr. 11 „Spricht Ihre Einrichtung in der Öffentlichkeitsarbeit gezielt auch lesbische Frauen an?“*

- Fall 3: Wir sind grundsätzlich sowieso offen für alle Frauen, die Gewalt im sozialen Nahbereich erleben
- Fall 4: Wir sprechen in der Öffentlichkeit kaum über unsere Einrichtung, da nur die Frauen sich für uns interessieren, die uns brauchen. Alle anderen Frauen und Männer tun immer peinlich berührt, wenn sie hören, wo wir arbeiten.
- Fall 12: Nicht gezielt
- Fall 21: Wir sehen uns als Frauen- und Kinderschutzhaus, die selbstverständlich alle Frauen aufnehmen, die in der Partnerschaft Gewalt erleben - egal ob sie in einer heterosexuellen oder einer homosexuellen Beziehung leben.
- Fall 59: Bei Anfrage ist Aufnahme aber möglich
- Fall 62: Lesbische Frauen sind auf jeden Fall unser Klientel, werden jedoch nicht immer gezielt angesprochen

- Fall 68: Wir sprechen generell Frauen, die Schutz vor häuslicher Gewalt suchen, an. Sexuelle Präferenzen sind zweitrangig.
- Fall 70: Gedanken weshalb wenige lesbische Frauen zu uns kommen haben wir uns schon gemacht, aber wir haben bisher keine Pläne für gezielte Öffentlichkeitsarbeit.
- Fall 72: Wir halten unsere Ansprache bewusst offen für jede betroffene Frau. Statistisch erfassen wir seit vielen Jahren die Beziehung zur misshandelnden Person wie z. B. Freund, Exfreund, Ehemann, Vater, Mutter, Bruder... Eine Kategorie ist dabei auch „Partnerin“.
- Fall 87: Nicht in allen Materialien der Öffentlichkeitsarbeit, aber in manchen werden lesbische Frauen gezielt angesprochen. ALLE Materialien/Medien der Öffentlichkeitsarbeit sind jedoch zumindest so formuliert, dass sie lesbische Partnerinnenschaften nicht ausschließen.
- Fall 94: Muss nicht extra angesprochen werden, unsere Einrichtung ist für alle Frauen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind.
- Fall 106: Gewaltbetroffenheit ist Aufnahmekriterium (unabhängig von Alter, sozialem Status, Bildungsstand, kulturellem Hintergrund, religiöser Zugehörigkeit und Lebensweise)
- Fall 111: Öffentlichkeitsarbeit richtet sich nicht ausschließlich an heterosexuelle Frauen, wir beziehen Gewalt in gleichgeschlechtlichen Beziehungen mit ein.
- Fall 113: Ja in der Öffentlichkeitsarbeit wird schon darauf hingewiesen, aber es ist nicht besonders benannt.

*Kommentare zu Frage Nr. 12 „Gibt es Ihrer Erfahrung nach Unterschiede zwischen Gewalt in lesbischen und Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften?“*

- Fall 3: Habe konkret bisher keine Erfahrungswerte, auf die ich zurückgreifen könnte
- Fall 4: Frauen, die gegenseitig Gewalt ausüben, tun dies mit besonderer Tiefgängigkeit, das betrifft Beleidigungen und auch Handgreiflichkeiten.
- Fall 20: Das Tabu ist größer
- Fall 21: Alleine von der körperlichen Konstitution können Männer schneller verletzen und dies kann für die Frauen schneller lebensbedrohlich werden.
- Fall 24: Unterschiedliches Gewaltlevel physischer Art, andere Gewaltmechanismen
- Fall 37: Unterschiedliche Betroffenheit durch strukturelle Gewalt
- Fall 40: Gewalt ist weniger Machtdemonstration als in heterosexuellen Beziehungen
- Fall 44: Die Gewalt in lesbischen Beziehungen umfasst stärker psychische und soziale Gewalt als körperliche Gewalt.
- Fall 70: Ich denke, dass es sehr viel schwieriger ist, patriarchale Strukturen in einer lesbischen Beziehung konstant aufrechtzuerhalten, dennoch gibt es sicherlich auch Gewaltbeziehungen. Ich könnte mir vorstellen, dass die Gewalt nicht so oft einseitig ist.
- Fall 77: Unterschiedliches Anzeigeverhalten (Stigmatisierung), unterschiedliches Ausmaß an Verletzungsfolgen (Gewalt durch männliche Täter mit schwerwiegenden Folgen), Problematik der psychischen Gewalt (Anzeigeverhalten, Wahrnehmung)
- Fall 87: Ich gehe davon aus, dass in diesem Falle die Beziehungsgewalt zumindest nicht durch dieselbe strukturelle Gewalt gestützt wird, wie dies in heterosexuellen Beziehungen der Fall ist.
- Fall 89: Andere Machtstrukturen, andere Lebensführung und Ziele
- Fall 113: Von den betroffenen Frauen die wir im Haus hatten, war die Gewalt weniger körperlich, eher psychische Gewalt!
- Fall 123: Gewalt von Frauen gegen Frauen zumeist seltsam bis nicht glaubwürdig. Darüber hinaus: Es wird unterstellt, dass lesbische Frauen sich leichter aus Gewaltbeziehungen lösen können müssten. Die Macht von gewalttätigen Männern wirkt stärker in meiner Arbeit, als die von lesbischen Täterinnen. Es gibt unter lesbischen (noch) keine Sorgerechtskriege. Obwohl es möglich wäre, haben wir noch nicht gehört, dass lesbische Täterinnen die Partnerinnen vergewaltigen.

- Fall 129: Keine so starke körperliche Gewalt wie von männlichen Tätern ausgehend, Gewalt wird eher auf psychischer Ebene ausgeführt.
- Fall 136: Psychische Gewalt ist ausgeprägter

*Kommentare zu Frage Nr. 14 „Woher beziehen Sie Informationen über Gewalt in lesbischen Beziehungen bzw. über die Lebenslage lesbischer Frauen?“*

- Fall 4: Ich glaube nicht, dass wir uns über gleichgeschlechtlich lebende Menschen speziell informieren müssen. Wenn sie Hilfe und Schutz brauchen, bekommen sie diese von uns.
- Fall 8: Internetrecherche
- Fall 11: Gespräche mit Lesben
- Fall 26: Austausch mit Beratungsstellen für Lesben und Schwule
- Fall 38: Andere Einrichtungen
- Fall 40: Vortrag zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen
- Fall 47: Kolleginnen im Team sind selbst lesbisch
- Fall 60: Es hat sich bisher noch kein größerer Bedarf gezeigt, gezielter auf das Thema einzugehen. Wir machen auch einfach keinen Unterschied, von wem die Gewalt ausgeht: Gewalt ist Gewalt. Hilfe bekommt jede gewaltbetroffene Frau (mit Kindern). Es muss ja auch nicht immer nur der Partner sein, es kann die ganze Familie, der Nachbar, Arbeitgeber, lesbische Partnerin... sein, wir machen da keine Unterschiede.
- Fall 65: Durch Gespräche mit den betroffenen Frauen aus lesbischen Beziehungen
- Fall 83: Externe Beratungsstellen, die sich auf dieses Thema spezialisiert haben
- Fall 87: Enge Kooperation mit einer Beratungsstelle, die sich gezielt an lesbische Frauen richtet und Paarberatung für lesbische Frauen anbietet
- Fall 104: Eigener Lebensbereich
- Fall 106: Erfahrungsbericht der von Gewalt betroffenen lesbischen Frauen
- Fall 113: Mitarbeiterin lebt in einer Beziehung
- Fall 123: Von lesbischen Kolleginnen
- Fall 125: Ich bin selbst lesbisch

*Kommentare zu Frage Nr. 15 „Erachten Sie Fortbildungen für Ihre Einrichtung zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen für notwendig?“*

- Fall 3: Allgemeines Interesse am Thema ja, aber bisher unsererseits kein „Leidensdruck“ danach, mangels Nachfrage
- Fall 21: Auch in heterosexuellen Beziehungen gibt es ganz unterschiedliche Formen von Gewalt und diese werden auch unterschiedlich schlimm von der jeweiligen Frau erlebt. Ich finde es nicht gut, wenn man Gewalt in lesbischen Beziehungen festschreibt, denn auch da können die Täterinnen ganz erfinderisch sein.
- Fall 78: Leider sind andere Themen dringender
- Fall 123: Wir haben uns schon fortgebildet
- Fall 125: Regelmäßige Fortbildungen sind grundsätzlich nötig und möglich

*Kommentare zu Frage Nr. 16 „Warum erachten Sie Fortbildungen zum Thema Gewalt in lesbischen Beziehungen für nicht notwendig?“*

- Fall 1: Lesbische Klientinnen tauchen bei uns kaum auf
- Fall 4: Häusliche Gewalt kennt keine Unterschiede, sie ist weit gefächert und verbreitet. Wenn die Klientinnen sich bei uns melden, ist der größte Schritt schon gemacht
- Fall 6: Die Arbeit mit lesbischen Klientinnen verändert sich nicht, weil sie lesbisch sind. Meine pädagogische Arbeit ist bei jeder Klientin individuell.
- Fall 16: Bisher keinen Kontakt zu Gewalt in lesbischen Beziehungen
- Fall 38: Mir begegnet der Mensch, das hat Priorität.
- Fall 72: Wir hatten bisher keine lesbische Klientin in nahezu 20 Jahren Frauenhausarbeit, daher erachten wir andere Themen für dringender. Wir haben hier sehr guten Kontakt zum Frauenzentrum und würden im Falle einer Aufnahme einer lesbischen Klientin mit diesen eng kooperieren. Diese Einrichtung ist u. a. auf diese Klientinnen spezialisiert
- Fall 77: Leider befindet sich unsere Einrichtung im ländlichen Raum und die Auslastungsquoten sind sehr schwankend. Es ist unsere oberste Priorität, so viele Frauen wie möglich zu erreichen und zu informieren. Der Zugang zu gewaltbetroffenen Frauen in heterosexuellen Beziehungen ist bereits erschwert. Bisher gab es noch keine lesbische Klientin. Wir konzentrieren uns auf Öffentlichkeits- und Aufklärungsarbeit allgemein, worin auch lesbische Frauen eingeschlossen sind, jedoch keinen expliziten Schwerpunkt bilden können.
- Fall 86: Bei Bedarf gezielte Informationen möglich, lesbische Kolleginnen
- Fall 87: Unser vorhandenes Wissen scheint uns ausreichend, im Bedarfsfalle wäre es sehr schnell möglich, über die bereits genannte Kooperation etc. den Wissensstand dem neu entstandenen Bedarf anzupassen. Darüber hinaus gibt es auch nicht einen einmal erreichten Wissensstand, der allen heterosexuellen Partnerschaften entspricht. Die Partnerschaften der Frauen, die zu uns ins Frauenhaus kommen sind so heterogen, dass unsere Beratung von einer generellen Offenheit gekennzeichnet ist, in der den Interpretationen der Frauen selbst ein hoher Stellenwert zukommt. Rechtliche und andere für die Beratung und sozialarbeiterische Betreuung notwendige Informationen holen wir, sofern wir sie nicht eh vorliegen haben, entsprechend ein.
- Fall 95: Bisher nicht relevant
- Fall 98: Lesbische Frauen sind genauso Menschen wie Du und Ich und ich weiß überhaupt nicht, warum die sexuelle Ausrichtung einer Frau oder von vielen Frauen immer noch ein Sonderthema bildet!
- Fall 108: Wir hatten in den letzten 10 Jahren eine lesbische Frau, die Gewalt in ihrer lesbischen Beziehung erfahren hat, auch in der Beratungsstelle tauchte das Thema bisher nie auf, in diesem einen Fall gab es für uns keinen Unterschied zu heterosexueller Paargewalt.
- Fall 117: Wir sehen keinen wesentlichen Unterschied zu Gewalt in heterosexuellen Beziehungen und können uns auch in spezifische Problemlagen lesbischer Frauen einfühlen.
- Fall 134: Wir unterstützen die Frauen in ihren individuellen Lebenslagen, die sexuelle Orientierung der Frauen spielt dabei keine gesonderte Rolle.

*Kommentare zu Frage Nr. 17 „Ist Ihrer Erfahrung nach die sexuelle Orientierung Ihrer Klientin für Ihre Arbeit von Bedeutung?“*

- Fall 3: Für uns Kolleginnen nicht. Einmal war eine transsexuelle Frau hier bei uns, das war für die anderen hier lebenden Frauen sehr ungewöhnlich und sorgte für etwas Irritation.
- Fall 4: Ich staune immer wieder, dass gleichgeschlechtlich lebende Menschen als Sonderfälle behandelt werden oder werden sollen. Für mich sind das genauso Menschen wie alle.
- Fall 28: Für die Mitarbeiterinnen ist es unerheblich, ob die Klientin hetero- oder homosexuell ist/lebt, aber die Klientinnen überlegen sehr genau in welcher Situation/bei welcher Behörde sie sich outen oder nicht.
- Fall 70: Nein, weil uns jede Frau willkommen ist. Tatsächlich hatten wir schon einmal eine theoretische Diskussion über gewaltbetroffene Transsexuelle. Da gingen die Meinungen auseinander, ob eine solche Person aufgenommen werden könnte.
- Fall 78: Nicht im Kontakt zu den Mitarbeiterinnen, aber ggf. in der Gruppe der Bewohnerinnen
- Fall 85: Teilweise, z. B. bei Hilfe von Unterhaltsansprüchen
- Fall 87: Unklar, worauf diese Frage hinaus will. Wenn man davon ausgeht, dass Gewalt in heterosexuellen Paarbeziehungen gestützt wird durch ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis, dann IST die sexuelle Orientierung von Bedeutung, selbst wenn wir kaum Erfahrungen mit lesbischen Klientinnen haben.
- Fall 102: Der Ansatz der psychosozialen allgemeinen Beratung macht keinen Unterschied zwischen den sexuellen Orientierungen der Klientinnen. Ich arbeite klientenzentriert sowie ressourcen- und lösungsorientiert.
- Fall 117: Nicht wesentlich. Die Einstellung der Beraterin ist hier entscheidend.
- Fall 123: Wir wünschten, es hätte keine Bedeutung, aber leider ist es so

*Kommentare zu Frage Nr. 18 „Haben Sie noch Anmerkungen zu dieser Befragung?“*

- Fall 3: Würde mich interessieren, was für Zahlen zu Gewalt in lesbischen Beziehungen Sie in Ihrer Arbeit ggf. aufdecken. In den 20 Jahren unseres Bestehens hatten wir nicht eine Frau hier, die wegen der lesbischen Partnerin bei uns war. Lediglich eine junge Frau, die wegen ihrer sexuellen Orientierung Probleme mit den Eltern hatte. Habe wirklich keine Vorstellung darüber, wie häufig es zu Gewalt in diesen Beziehungen kommt.
- Fall 4: Ich weiß nicht, wozu eine solche Befragung dient. Ich bin dagegen lesbische Frauen zu diskriminieren.
- Fall 12: Danke, dass Sie sich damit beschäftigen. Es ist eine Lücke in unserer Gesellschaft!
- Fall 38: Gibt es eigentlich Institutionen, die sich speziell mit dieser Thematik auseinandersetzen?
- Fall 78: Da es selbstverständlich in der Gruppe der Bewohnerinnen homophobe Äußerungen und Ausgrenzungen gibt, finde ich hier das Konzept des gemeinschaftlichen Wohnens schlecht, da ich keinen Schutzraum gewährleisten kann. Eine extra Einrichtung für lesbische Frauen und auch vor allem auch für Trans- bzw. Intermenschen wäre toll!
- Fall 80: Welches Ziel soll diese Master-Thesis verfolgen?
- Fall 98: Mich wundert das Thema. Die sexuelle Ausrichtung eines Menschen sollte kein Thema im fortschrittlichen Deutschland sein.
- Fall 115: Mich persönlich stören diese Gruppierungen, jeder Mensch ist so richtig wie er ist und hat das Recht mit Achtung und Würde gesehen und gehört zu werden!
- Fall 128: Es war sehr schwierig, diese Befragung adäquat auszufüllen, da wir sehr sehr selten Anfragen von lesbischen Frauen, die von Gewalt betroffen sind haben.

## Selbstständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, sie nicht für anderweitige Prüfungszwecke vorgelegt, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt, sowie wörtliche und sinngemäße Zitate als solche kenntlich gemacht habe.

Walberngrün, 29. April 2014

Cornelia Jahn